



8. Juni 1922

WILHELM ENGLER · WÄHRUNG UND LEISTUNG

WAS halten Sie von Genua? Diese Frage wurde in den letzten beiden Monaten oft gestellt. Der Verlauf der Konferenz hat denen recht gegeben, die sich keine großen Hoffnungen auf unmittelbare Erfolge machten. Selbst in der wichtigsten Frage, und als solche muß die Währungsfrage bezeichnet werden, hat die Konferenz nichts Positives geschaffen. Es wird also in der Folgezeit nicht nur unsere nationale, sondern auch die internationale Wirtschaft weiterhin unter den Schwankungen der Devisenkurse leiden. Die Konferenz hätte freilich auch bei gutem Willen in dieser Sache nur *einleitende* Schritte tun können, weil die Währung nicht durch irgendwelche Abmachungen sondern nur durch tiefgreifende wirtschaftliche Maßnahmen gefestigt werden kann. Bis jetzt ist aber weder die nationale noch die internationale Wirtschaftspolitik auf dieses Ziel eingestellt.

Bis jetzt hat auch erst ein kleiner Teil des Volks die wirkliche Bedeutung einer Festigung unserer Währung erkannt, und solange diese Erkenntnis nicht in weitere Kreise dringt, wird es auch nicht möglich sein die notwendigen Maßnahmen zu treffen. Auch heute noch spukt in manchen Köpfen die Hoffnung, unser Geldwert könnte in der nächsten Zeit wesentlich steigen. Ein starkes Steigen unseres Geldwerts wird aber schon durch die riesenhafte Schuldenlast des Deutschen Reichs, der Länder und Gemeinden verhindert. Es ist einfach unmöglich diese Papiersschulden mit einem wesentlich höhern Geldbetrag zurückzuzahlen. Davon hätten auch nur die Staatsgläubiger und die Besitzer des Papiergelds Vorteil. So wie mit dem Sinken des Geldwerts eine Verarmung der Rentner eingetreten ist, so würde dann eine weitere Bereicherung aller derjenigen eintreten, die die Papiere jener Verarmten an sich gebracht haben, und das arbeitende Volk hätte eine um so höhere Last zu tragen. Alle diejenigen, die von ihrer Arbeit leben, haben lediglich ein Interesse daran, daß die Währung eine Festigung erfährt. Ob der Dollarkurs dann 150 oder 200 beträgt, ist, wenn der Kurs nur einmal feststeht, nicht von großer Bedeutung. Es müssen sich dann eben Löhne und Gehälter und die Inlandspreise diesem Kurs anpassen. Solange wir nicht einen einigermaßen festen Geldkurs haben, so lange kann von einer Anpassung an die Weltmarktpreise keine Rede sein. Jetzt wirkt sich unser schlechter Geldkurs zu unserm großen Nachteil darin aus, daß das deutsche Geld im Ausland einen geringern Wert hat als im Inland. Das hat zur

Folge, daß die Ausländer bei uns billig und wir bei ihnen teuer kaufen. Dafür mögen einige Beispiele dienen. Für ein Mittagessen, das in einer badischen Stadt 60 Mark kostet, zahlt man in der Schweiz 3 Francs. Bei einem Geldkurs der Mark zu 1,7 Centimes zahlt der Deutsche in der Schweiz 180 Mark, um sich die 3 Francs für das Mittagessen zu erwerben. Die schweizerische Volkswirtschaft macht dabei noch einen Gewinn. Der Schweizer braucht nur 1 Franc umwechseln zu lassen, um sich die notwendigen 60 Mark für das Mittagessen in Deutschland zu beschaffen. Nehmen wir an, es handle sich um 2 Arbeiter, von denen der eine aus Deutschland nach der Schweiz und der andere von der Schweiz nach Deutschland geht, so braucht der Schweizer, um in Deutschland zu essen, den Verdienst einer halben Stunde, und der Deutsche, um in der Schweiz zu essen, den Verdienst von 9 Arbeitsstunden. Ausländer, die sich zur rechten Zeit bei uns einen Anzug kauften, haben uns dafür nicht einmal so viel bezahlt wie wir wenige Tage später bei gesunkenem Geldkurs für den Rohstoff bezahlen mußten. Volkswirtschaftlich betrachtet haben wir in diesen Fällen umsonst gearbeitet, wenn vielleicht auch irgendein Händler noch einen Valutagewinn machte. Für eine Dampfmaschine bestimmter Größe konnten wir vor dem Krieg 100 bis 110 Tonnen Getreide kaufen, heute vielleicht 40 bis 50 Tonnen. Alles nur deshalb, weil große Mengen deutschen Papiergelds im Ausland liegen, das der Ausländer zu immer geringeren Preisen erwerben kann. Je niedriger der Kurs ist, um so mehr Geld müssen wir hinausgeben, um Rohstoffe und Lebensmittel zu erhalten; je mehr wir hinausgeben, um so tiefer sinkt der Kurs. Unter diesen Verhältnissen bezieht dann das Ausland die riesigen Mengen Kohle und andere Produkte unter dem Weltmarktpreis, und die Preise für das, was wir brauchen, sind für uns unerschwinglich hoch. Die volkswirtschaftliche Belastung des deutschen Volks, die dadurch entsteht, daß wir unsern Warenbedarf dem Ausland zu hoch bezahlen müssen und unsere Waren zu gering bezahlt erhalten, ist schwerer als die durch die Wiedergutmachung der Kriegszerstörungen, die wir zu leisten haben; sie ist für das Jahr 1921 mit 4 Milliarden Goldmark nicht zu hoch geschätzt.

Wenn wir zu richtigen Vergleichen kommen wollen, müssen wir immer im Auge behalten, wie viele Arbeitsstunden für das Erträgnis im Inland und im Ausland für eine bestimmte Warenmenge aufgewendet werden müssen. Eine Festigung der Währung kann erst erreicht werden, wenn wir für unsere Warenausfuhr so viel erhalten, daß wir damit unsere sämtlichen Verpflichtungen an das Ausland decken können. Bis jetzt haben wir noch eine stark passive Zahlungsbilanz, und der Geldkurs wird deshalb weiter sinken; daran können vorübergehende Schwankungen auch nichts ändern. Solange dieser Zustand dauert, werden unsere Preise steigen, Lohn- und Gehaltsempfänger müssen fortgesetzt um höhere Geldbezüge kämpfen, ohne jemals eine wirtschaftliche Besserstellung zu erreichen. Schon allein der Umstand, daß erst nach Eintreten einer Währungsfestigung Arbeiter und Beamte wieder eine bessere Lebenshaltung erreichen können, müßte diese Kreise veranlassen mit aller Energie auf diesen Punkt hinzuarbeiten. Schon vor dem Krieg war unsere Warenausfuhr geringer als die Einfuhr. Das Manko wurde damals aber durch Kapitalzinsen, die wir vom Ausland erhielten, durch Schifffahrtsfrachten und anderes mehr ausgeglichen. Diese Einnahmen fallen jetzt weg, und die Reparationszahlungen, die wir zu leisten haben, kommen noch hinzu. Die Lage ist also für uns ungeheuer erschwert und wird durch den

schlechten Geldkurs fast unerträglich. In deutschnationalen und liberalen Kreisen erklärt man deshalb, es gäbe nur ein Mittel: die Verweigerung der Zahlungen für die Wiedergutmachung. Durch die Anwendung dieses Mittels würden wir uns aber nicht nur Sanktionen sondern auch die Absperrung vom Auslandsverkehr zuziehen. In Arbeiterkreisen hat man auch eingesehen, daß dieses Mittel nichts taugt, und die Arbeiter sind deshalb für die Unterzeichnung der uns zur Zahlung verpflichtenden Abmachungen eingetreten. Es ist jedoch auch notwendig, daß sie daraus die notwendigen Schlußfolgerungen ziehen; sonst treiben wir eine Politik wie die Berliner Unabhängigen und "Kommunisten", die zwar den Gemeindearbeitern alle Forderungen bewilligen, aber nicht die Mittel dafür beschaffen wollen.

Es ist selbstverständlich, daß wir in dem Kampf um die Festigung unserer Währung alles daran setzen müssen, um die Leistungen an das Ausland herabzusetzen. Dieses Ziel können wir aber nur erreichen, wenn wir eine produktive Außenpolitik treiben, die auf den Zusammenschluß des europäischen Kontinents hinarbeitet und damit den anderen Völkern Europas zur Evidenz erweist, daß die Wiedererstarkung Deutschlands ein gemeineuropäisches Interesse darstellt. Diese Erleichterung der Last wird um so früher und um so sicherer kommen, je ernster und je energischer wir im Innern den Aufbau der deutschen Wirtschaft mit eigenen Kräften betreiben. Zuerst müssen wir für uns selber tun, was wir nur können. Dann werden für die anderen die Voraussetzungen zur Bekundung der Wirtschaftssolidarität mit uns gegeben sein. Wir müssen also unsere Produktion steigern und unsern Konsum ihr anpassen. Unser Bedarf muß sich nach den Erfordernissen der Erzeugung richten und vornehmlich aus eigenen Mitteln bestritten werden. Wir müssen also durchgreifende Maßnahmen treffen, um die Wareneinfuhr aus dem Ausland weitgehend einzuschränken. Gegenüber der Vorkriegszeit können gewaltige Ersparnisse gemacht werden. Wir haben vor dem Krieg vom Ausland für 350 Millionen Goldmark künstlichen Dünger, für etwa 3 Milliarden Goldmark Lebens- und Futtermittel bezogen. Den künstlichen Dünger können wir jetzt in unseren Fabriken in weit größeren Mengen selbst herstellen, wir können damit die Lebensmittelproduktion ganz gewaltig erhöhen, so daß auch ein großer Teil dieser Einfuhr in Wegfall kommt. Dazu ist aber wenigstens auf Jahre hinaus eine weit *größere Arbeitsleistung* erforderlich, als sie in der Nachkriegszeit bisher bei uns aufgebracht wurde.

Die Arbeitsleistung kann auf verschiedene Art vergrößert werden. In erster Linie müssen mehr Personen zu produktiver Arbeit herangezogen werden. Dieser Menschenzugang hat sich schon in weitem Maß vollzogen. Ein Rentnerdasein wird in Zukunft nur noch wenigen Personen beschieden sein. Weite Kreise, die, wäre die Umwälzung nicht gekommen, ohne Arbeit hätten leben können, müssen heute arbeiten; eine richtige Steuerpolitik wird diese Kreise immer noch erweitern. Durch eine Verbesserung unserer technischen Hilfsmittel und deren richtige Anwendung kann ebenfalls noch eine starke Mehrleistung erzielt werden. Die Arbeiterschaft muß alle ihre Maßnahmen auch daraufhin prüfen, wie sie auf unsere Produktion wirken. In Süddeutschland streikten Wochen hindurch etwa 150 000 Metallarbeiter, um sich die 46stündige Arbeitswoche zu erhalten. In dieser Zeit hätten große Warenmengen zur Abdeckung von Lebensmittelschulden hergestellt werden können, das hätte unsere Währung gebessert. Hätten Arbeiter und Unternehmer die

Sache von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, so wäre wohl der Streik unterblieben. In der Baustoffindustrie fehlt es an Kohlen, es können nicht alle Betriebe, andere nicht voll, arbeiten. Wenn wir genügend Baustoffe hätten, so fehlte es noch mehr als jetzt an Bauarbeitern, und wir stünden vor der Frage, ob wir durch Bezahlung ausländischer Arbeiter Geld in das Ausland gehen lassen, oder ob die Bauarbeiter zeitweise länger arbeiten wollen. In den Fällen, wo die wirtschaftliche Betätigungsmöglichkeit großer Arbeitergruppen in Frage kommt, oder wo es sich, wie bei den Wohnungen, um dringende Bedürfnisse des Volkes handelt, die nur durch eine bestimmte Arbeitergruppe befriedigt werden können, sollten sich die Arbeiter zu längerer Arbeitszeit vorübergehend bereit finden, wenn dadurch der Mißstand beseitigt werden kann. Selbstverständlich soll das nur im Einvernehmen mit den in Betracht kommenden Arbeitergruppen geschehen. Die Arbeiter und Arbeiterinnen, die während des Krieges zu den höchsten Leistungen bereit waren, werden sich, wenn sich erst die Erkenntnis der wirtschaftlichen Notwendigkeiten durchgesetzt hat, auch bereit finden für den Aufbau unseres Volksstaats das gleiche zu tun. Der deutsche Arbeiter ist so lange der Ausbeutung der Warenbesitzer ausgesetzt, als die Gesamtmenge der Erzeugnisse im Verhältnis zum notwendigsten Bedarf zu klein ist. Was er an nominellen Lohnerhöhungen bekommt, muß er, und noch darüber hinaus, den Warenbesitzern, die infolge der Warenknappheit faktisch ein Monopol über alles Vorhandene haben und die Preise diktieren können, draufgeben. Erst wenn wieder mehr erzeugt ist, der Markt wieder größer wird, erst dann wird mit den Warenbesitzern wieder zu reden sein. Erst dann werden die Erzeuger wieder ein Interesse haben alles zu tun, um ihre Produktionsfähigkeit zu steigern, alle technischen Verbesserungen in ihren Betrieben vorzunehmen. Aber alles das können die Arbeiter nur dadurch erzwingen, daß sie ihre eigene Arbeitsleistung in planmäßiger Weise zu erhöhen und zu intensivieren trachten.

Dann und daneben muß sich die Arbeiterschaft aber auch dafür einsetzen, daß die im Inland gewonnenen Produkte rationell verwendet werden. In diesem Zusammenhang sei nur auf den Alkoholkonsum hingewiesen. Ungeheure Mengen an Getreide, Kartoffeln, Zucker und Obst werden bei uns in Bier und Schnaps verwandelt. Um diese zerstörten Lebensmittel wieder zu ersetzen, mußten im letzten Jahr mindestens 25 Milliarden Papiermark an das Ausland abgegeben werden. Diese Milliarden haben sehr viel zum Sinken unseres Geldwerts und unseres Kredits beigetragen.

Es ist auch nicht richtig, wenn gesagt wird, unsere Steuerquellen seien erschöpft. Die Vermögen werden fast überall nach dem Goldwert mit Papiermark verteuert. Wenn auch die Beträge gestiegen sind, so entsprechen sie doch nirgends der Geldentwertung. Die Vermögensbesitzer bezahlen die Steuern vom letzten Jahr mit dem noch geringerwertigen Geld von diesem Jahr. Die Vermögenssteuern müßten beweglich gestaltet werden. Der Luxus müßte so besteuert werden, daß auch eine wesentliche Einschränkung einträte. Bei der Erfassung der Einkommen der nicht in Lohn oder Gehalt stehenden Personen müßte bedeutend schärfer zugegriffen werden (während andererseits den verarmten oder verarmenden Schichten, deren Angehörige infolge ihres Alters oder ihrer Schwächlichkeit nicht in der Lage sind sich neue Einnahmen zu verschaffen, in besonderm Maß entgegen-

gekommen werden müßte). Durch gründliche Bücherrevisionen der Großbetriebe ließe sich noch vieles herausholen. Hinter bewußten Steuerhinterziehungen müßten überaus empfindliche Strafen stehen. Der Einwand, daß durch die Steuern wiederum die Warenpreise steigen, ist wenig stichhaltig. Solange wir nicht die Konkurrenz des Auslands haben, so lange werden sehr viele Warenbesitzer so viel nehmen wie gestattet ist, ohne daß man mit dem Wuchergericht in Konflikt kommt. Solange unser Geld im Ausland eine Unterbewertung findet, muß diese Schädigung unserer Volkswirtschaft so weit wie möglich durch eine den jeweiligen Verhältnissen angepaßte Ausfuhrabgabe ausgeglichen werden. Von den Ausländern, die sich zum Vergnügen in Deutschland aufhalten und zu zwei Dritteln auf unsere Kosten leben, sollte der Staat eine hohe Steuer erheben: diese Besteuerung dürfte nicht den Hoteliers und den Händlern überlassen werden.

In der Warenverteilung sollte sich das Volk durch Zusammenschluß in Konsumvereinen helfen, damit den vielen Parasiten, die sich jetzt im Handel ernähren, ein Ende bereitet würde. Dadurch wären dann wieder Arbeitskräfte für produktive Arbeit gewonnen. Es ist nicht angängig die Hilfe nur vom Ausland zu erwarten; wir müssen uns selber helfen, dann kann auch Hilfe von dort kommen. Ohne eine starke Steigerung der Produktion würde eine Auslandsanleihe sogar eine Gefahr für uns bilden. Wenn man im Ausland erkennt, daß wir alle möglichen Anstrengungen machen, dann wird man sich dort auch bereit finden uns mit einer langfristigen Anleihe über die Schwierigkeiten der nächsten Jahre hinwegzuhelfen. Nur der Wille zu produktiver Mehrleistung wird die Grundlage zu einer wirklichen Stabilisierung unserer Währung schaffen.

In Genua ist nicht, wie hier verlangt wurde¹, der Wiederaufbau der europäischen Goldwährungen ein gutes Stück vorwärts geführt worden. Das wäre eben nur möglich gewesen, wenn die dort versammelten Vertreter der europäischen Völker von dem Bewußtsein der wirtschaftlichen Einigkeit des europäischen Kontinents durchdrungen gewesen wären und eine weitsichtige Produktionspolitik angebahnt hätten. Statt dessen suchte man Augenblicks- und Separatvorteile zu erhaschen und glaubte den Mangel an schöpferischen Ideen und an Gemeinschaftssinn durch tönende Phrasen von Gottesfrieden und Friedensgeist (der sich in Wahrheit darin dokumentierte, daß eine neue Generalmobilmachung inszeniert wurde) ausgleichen zu können. Aus Unfruchtbarem konnte keine Frucht kommen. Jetzt stehen wir wieder bitteren Notwendigkeiten gegenüber, und wir wissen wieder im Augenblick nicht, wie wir ihrer Herr werden sollen. Werden wir jetzt endlich mit dem Nächstliegenden beginnen? Und dieses ist: der Neuaufbau zunächst unserer eigenen nationalen Wirtschaft mit Hilfe der Steigerung jeder individuellen Arbeitsleistung, der planmäßigen Gestaltung unserer Produktion im Sinn des Bedarfs, unter Ausschaltung der Spekulation, einer Innenpolitik, die die Eigenentwicklung der deutschen Stämme zugleich mit ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit begünstigt, und Hand in Hand mit ihr und sich gegenseitig befruchtend einer Außenpolitik, die, bei freier nationaler Selbstbestimmung aller Völker Europas, die Zusammenfassung des Festlands zu einem einheitlichen Produktionsorganismus ermöglicht.

1) Siehe *Quassel* Genua und der Neuaufbau der Goldwährung, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 335 ff.

LUDWIG QUESSSEL - EIN RÜCKBLICK AUF GENUA

FS ist, wie hier vorausgesagt wurde, der britischen Politik in Genua nicht geglückt Frankreich zu isolieren.¹ Vielmehr zwingt das Ergebnis von Genua, das jetzt abgeschlossen vor uns liegt, zu der Erkenntnis, daß in allen wichtigen Fragen sich die Richtlinien der französischen Außenpolitik durchgesetzt haben. Am schärfsten und unzweideutigsten wohl in der Rapallofrage. Der wegen des deutsch-bolschewistischen Vertrags verfügte Ausschluß Deutschlands von den russischen Verhandlungen ist in Genua streng aufrechterhalten worden und wird sich auch über Genua hinaus auf den Haag erstrecken. In dieser Frage ist Europa nahezu einmütig dem französischen Standpunkt gefolgt, und auch Amerika hat sich, wie unsere Parteipresse hervorhebt, »in der Rußlandfrage auf die französische Seite geschlagen«. Wie in der Rapalloaffäre, so offenbarte sich die Macht der französischen Politik in Europa auch in der Reparationsfrage, die man vielfach als die eigentliche deutsche Frage bezeichnet hat. Der französische Standpunkt, daß die Angelegenheiten der Wiedergutmachung nicht in Genua von der Europäischen Konferenz sondern in Paris von der Reparationskommission zu erledigen seien, konnte von England nicht erschüttert werden. Lloyd George hatte nicht die Macht das Reparationsproblem vor den Obersten Rat in Genua zu bringen. Frankreich lehnte vor dem 31. Mai Verhandlungen mit den Alliierten über die deutsche Frage ab. Man gewinnt nun aber nicht den Eindruck, daß diese Haltung Frankreich in Europa wirklich isoliert hätte, wie die liberale Presse in ihren Berichten aus Genua behauptete. Auch in dieser Frage zeigte sich, wie trügerisch Deutschlands Rechnung auf die englische Hilfe ist. England hat gar nicht die Macht dazu Frankreich einfach beiseite zu schieben, selbst wenn es dies gern möchte. Angesichts des französischen Widerstands gegen die englische Absicht das Reparationsproblem von Paris nach Genua zu ziehen trat das deutsche Problem überraschend schnell gegenüber dem russischen in den Hintergrund. Wenn unsere Parteipresse meint, es wäre Frankreich gelungen das deutsche Problem (Reparationsfrage) »nach Paris abzuschieben«, so ist das nicht ganz richtig. In Wirklichkeit hat eine Verschiebung des Reparationsproblems von Genua nach Paris überhaupt nicht stattgefunden. Es war vielmehr lediglich eine deutsche Hoffnung, daß die Regierung Wirth-Rathenau mit englischer Hilfe es fertig bringen würde Reparationsangelegenheiten von Paris nach Genua zu ziehen. Versuche hierzu sind von Lloyd George allerdings gemacht worden, aber sie scheiterten schon in ihren Anfängen. Nur eine ganz falsche Einschätzung der französischen Machtstellung konnte dazu führen auf einen Erfolg dieser englischen Bemühungen zu hoffen. Keine englische »Hilfe« vermochte uns die Reise nach Paris zu ersparen. Sicherlich wären die Verhandlungen in Paris aber für Hermes sehr viel leichter gewesen, wenn sie, wie Frankreich es wünschte, schon vor und nicht erst nach Genua stattgefunden hätten.

Auch in der russischen Frage hat sich die sachlich entschiedene Politik Frankreichs gegenüber der von Poincaré als »Kinodiplomatie« bezeichneten Politik Lloyd Georges erfolgreich behauptet. Klar ersichtlich wird dies allerdings erst, wenn man weiß, was die Bolschewisten eigentlich nach

1) Siehe Quessel Ein Blick auf Genua, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 385 ff.

Genua trieb, und warum England so großen Wert auf ihr Erscheinen und auf die völkerrechtliche Anerkennung der bolschewistischen Gewaltherrschaft legte. Der Welthandel kümmert sich um die völkerrechtliche Anerkennung wenig. Der Warenaustausch mit Rußland hätte sich auch ohne Anerkennung der Bolschewistenherrschaft sehr schnell Bahn gebrochen, wenn in Rußland Exportgüter vorhanden wären. Diese sind aber in keinem Teil des ehemals so mächtigen Russischen Reichs zu finden. Bisher haben die Bolschewisten nur Gold zu exportieren vermocht. Dazu kamen in letzter Zeit die beschlagnahmten Wertobjekte der russischen Kirchen. Es liegt Grund zur Annahme vor, daß der zaristische Goldschatz bis auf kümmerliche Reste schon in das Ausland abgeflossen ist. Die Kostbarkeiten der Kirche sind auch nur als ein Tropfen auf dem heißen Stein des bolschewistischen Goldbedarfs anzusehen, da der Reichtum der russischen Religionsgemeinschaften zumeist in Grundbesitz angelegt ist, der nicht exportiert werden kann. Was die Bolschewisten jetzt noch an das Ausland verkaufen können, sind die Eigentumsrechte an den russischen Rohstoff- und Industrierwerken. Damit hat es aber auch wieder seine eigene Bewandnis. Wie deutsche Nationalökonomien vielfach betont haben, hatte die russische Industrie- und Rohstoffgewinnung überwiegend einen durchaus kolonialen Charakter. Das heißt, die großen Werke waren auf russischem Boden von ausländischen Ingenieuren mit ausländischem Kapital errichtet worden. Die Eigentumsrechte an diesen Werken befinden sich aber zumeist in französischen und belgischen Händen. Die Expropriation der Bolschewisten wirkte auf das französische und belgische Auslandsguthaben ähnlich wie der Versailler Vertrag auf das deutsche Eigentum im Ausland. De facto ging zunächst alles verloren, obwohl de iure die von den Bolschewisten ausgesprochene Expropriation ohne Entschädigung von Frankreich und Belgien niemals anerkannt worden ist. Gestützt auf das Völker- und internationale Privatrecht forderten beide Völker von den Nachfolgestaaten des Zarenreichs die Wiederherstellung des ausländischen Eigentums oder, soweit eine Rückgabe nicht mehr möglich ist, dessen volle Entschädigung. Der Plan der Bolschewisten, der sie nach Genua führte, ging nun aber dahin die französischen und belgischen Rohstoff- und Industrierwerke, namentlich die Naphthawerke des Kaukasus, loszuschlagen, sie im Austausch gegen eine Anleihe an die Angelsachsen zu verpfänden. Nun kann man rechtmäßig natürlich nur Dinge verpfänden, die einem gehören. Für Lloyd George kam daher alles darauf an Frankreich und Belgien zur Anerkennung der bolschewistischen Regierung und der bolschewistischen Expropriation zu bestimmen, ähnlich wie sie Deutschland im Rapallovertrag ausgesprochen hat. In Frankreich behauptet man nun, daß sich in England bei dem Bemühen die französisch-belgischen Petroleumwerke des Kaukasus in angelsächsischen Besitz zu bringen vielfach staatspolitische mit privatkapitalistischen Interessen verquickt hätten. Jacques Bainville hat in der Action Française behauptet, daß unter den Unterhändlern der angelsächsischen Petroleumkombination eine Person zu finden sei, die zur Familie des britischen Premierministers gehört. Das offiziöse Organ des französischen Auswärtigen Amts, der Temps, übernahm diese Behauptung in seinen Leitartikel vom 10. Mai und fügte hinzu, daß diese Nachricht noch nicht dementiert worden sei. Einige Tage vorher hatte der Temps bei der Besprechung der Triebkräfte der britischen Rußlandpolitik bereits die Be-

merkung gemacht, daß allen gegen Frankreich gerichteten Verdächtigungen zum Trotz schließlich die Wahrheit auch aus den tiefsten und dunkelsten Schächten der britischen Politik hervorbrechen werde, und wären es selbst Petroleumschächte (puits de pétrole).

Wie dringend das Bedürfnis der Bolschewisten nach einer Anleihe ist, wird leicht verständlich, wenn man sich ihre Finanzlage näher ansieht. Da sie selbst außerstande sind Exportgüter zu erzeugen, so geraten sie in dem Maß wie ihre bisherigen Zahlungsmittel für das Ausland (Gold und Wert-sachen) sich erschöpfen, mehr und mehr in den Zustand der Selbstblockade, den aber kein Volk auf die Dauer ertragen kann. Dazu kommt, daß die Wiederherstellung der freien Wirtschaft das innere Finanzelend der Bolschewisten noch verschärft hat. Die folgende Zusammenstellung gibt einen Begriff davon, in welcher phantastischer Weise die Kosten der Lebenshaltung in Moskau nach der Beseitigung der Zwangswirtschaft gestiegen sind:

Lebensmittel	Preis (in Rubel)	
	25. Oktober 1921	25. April 1922
1 Pfund Weizenbrot	7000	350 000
" " Roggenbrot	3000	120 000
" " Gerste	6000	300 000
" " Hirserais	4000	300 000
" " Butter	60 000	1000 000
" " Zucker	20 000	500 000
" " Tee	80 000	3600 000

Man kann sich leicht vorstellen, zu welcher phantastischer Höhe sich bei einer solchen Preisgestaltung der Finanzbedarf der Bolschewisten erheben muß, die jetzt ja die Unterhaltungsmittel für ihren Beamtenapparat und ihre Rote Armee auf dem freien Markt erwerben wollen. Schon Ende 1921 hatte die Papiergeldentwertung eine Höhe erreicht, die es unmöglich machte den Finanzbedarf in Papierrubel auszudrücken. Um den unaussprechlichen "astronomischen" Ziffern zu entgehen, fanden die Bolschewisten den Ausweg das Budget für Januar bis Oktober 1922 in Goldrubeln aufzustellen. Zurzeit liegen die Dinge so, daß jeder Goldrubel des Budgets schon mehr als 2 Millionen Papierrubel repräsentiert. Das Budget für die Monate Januar bis Oktober 1922 sah 1877 Millionen Goldrubel Ausgaben und 1571 Millionen Goldrubel Einnahmen vor, so daß sich ein Defizit von 300 Millionen Goldrubel oder 600 000 Milliarden Papierrubel ergab. Aber bald nach Aufstellung des Budgets merkte man, daß der Fehlbetrag zu niedrig kalkuliert worden war. Man mußte die Ausgaben um 500 Millionen Goldrubel erhöhen, so daß nunmehr das Defizit 800 Millionen Goldrubel oder 1 600 000 Milliarden Papierrubel betrug. Das suchen nun die Bolschewisten durch die Notenpresse zu decken. In Wirklichkeit versagt aber auch dieses Hilfsmittel, weil die Geldentwertung noch schneller fortschreitet als die Notenpressen laufen. Keynes hat auf Grund der von der russischen Delegation erstatteten Berichte folgendes paradoxe Resultat festgestellt: Bis Dezember 1921 hatten die Bolschewisten 11 000 Milliarden Papierrubel in die Zirkulation gepreßt, welcher umlaufenden Geldsumme sie einen Wert von 103 Millionen Goldrubel beilegen. Am 1. April 1922 erklärten sie 71 000 Milliarden Papierrubel ausgegeben zu haben, glaubten aber dieser, also fast um das Siebenfache vergrößerten Papiergeldsumme nur einen Gesamtwert von 34 Millionen Goldrubel beilegen zu dürfen. Schlußfolgerung: Je

mehr Papiergeld die Bolschewisten drucken, um so weniger können sie zahlen, und das mit Banknoten überschwemmte Rußland schreit unaufhörlich nach neuen Zahlungsmitteln. Hält man diese Tatsache fest, und versucht man sich ihre Folgen für die Unterhaltung der Roten Armee, des parasitären Funktionärapparats usw. vorzustellen, so versteht man leicht, daß die Erlangung einer auswärtigen Anleihe schon eine Lebensfrage für den Bolschewismus geworden ist. Nichts als eine große auswärtige Anleihe kann den Bolschewismus noch vor der Selbstblockade retten, die eben auch für die Nutznießer des bolschewistischen Systems auf die Dauer unerträglich wäre. Ebenso begreiflich ist aber auch, daß keine Regierung das Geld ihrer Steuerzahler in den bolschewistischen Abgrund werfen will. Ohne die Hingabe von Pfändern können die Bolschewisten nicht hoffen irgendwo Geld geliehen zu erhalten. Ihre Verhandlungen mit England und Amerika zielten deshalb dahin in Genua politisch den Boden für den Verkauf der großen belgisch-französischen Rohstoffwerke im Kaukasus und in Südrußland an einen angelsächsischen Welttrust vorzubereiten. Die britisch-bolschewistische Zusammenarbeit, die ja ohnehin dadurch gegeben ist, daß England unbedingt daran interessiert ist das bolschewistische Regime für Rußland aufrechtzuerhalten, um das Russische Reich nicht aus dem Zustand der Zerstückelung und Machtlosigkeit herauskommen zu lassen, und die Bolschewisten überhaupt nur durch England ihre Existenz fristen können, erhielt so noch einen besondern Sinn in der Kombination, die vor und in Genua in Erscheinung trat.

Wer in den Genuatagen die französische Presse gelesen hat, der weiß, daß sich die Franzosen durch die bilderreichen Schlagworte Lloyd Georges keine Minute über den wahren Charakter der britischen Absichten täuschen ließen. Je poetischer die Sprache Lloyd Georges wurde, um so nüchterner wurden Franzosen und Belgier, die es in ihrer führenden Presse Lloyd George auf den Kopf zusagten, daß hinter seinen philanthropischen Bemühungen Rußland wieder aufzubauen und eine Treuga Dei im Osten herzustellen nichts anderes als das angelsächsische Verlangen nach den russischen Rohstoffgebieten stecke. England lehne die französisch-belgische Forderung das exproprierte Eigentum wiederherzustellen nicht deshalb ab, weil dadurch die Souveränität der Bolschewisten geschmälert werden könnte, sondern weil es nicht wollte, daß die Petroleumquellen des Kaukasus, die Erz- und Kohlenbergwerke Südrußlands in die Hände der französisch-belgischen Eigentümer zurückgelangen. Die Rohstoffwerke angelsächsischen Korporationen in die Hände zu spielen sei der wirkliche Zweck der Lloyd Georgeschen Genuapolitik. Deshalb habe England bei der Redaktion des an die Bolschewisten zu richtenden Memorandums das Amendement Belgiens abgelehnt, das von den Bolschewisten die Restitution des ausländischen Eigentums, abgesehen von den Fällen materieller Unmöglichkeit, forderte. Der selbe Grund habe Lloyd George auch bestimmt dem französischen Vorschlag, der sich in der Richtung des belgischen Amendements bewegte, schnell einen Absatz hinzuzufügen, der seine Wirkung zerstörte. So sei der belgischen Regierung, um die Übereignung der belgischen Werke in Rußland an angelsächsische Korporationen zu verhindern, gar nichts anderes übrig geblieben als mit Zustimmung aller politischen Parteien ihres Landes die Unterzeichnung des Memorandums an die Bolschewisten zu verweigern, welcher Haltung sich Frankreich aus den gleichen Gründen anschloß.

Es ist leicht einzusehen, daß von dem Augenblick an, wo es feststand, daß Frankreich und Belgien zu einem Verzicht auf die Rückgabe des geraubten Eigentums nicht zu bestimmen waren, den Bolschewisten von England finanziell auch nicht mehr viel geboten werden konnte. Für das französisch-belgische Eigentum im Kaukasus und in Südrußland hätte England allerdings einen guten Preis an die Bolschewisten bezahlt. Nun aber, da das nicht zu haben war, machte England seine schon weit geöffnete Börse zunächst wieder zu. Als die Bolschewisten einsahen, daß eine Anleihe, die ihren Bedürfnissen entsprochen hätte, von England und Amerika nicht zu haben sei, setzten sie sich hin und verfaßten schnell ihre "grundsätzliche" Ablehnung des Memorandums. Nachdem aus dem Handelsgeschäft mit den Angelsachsen nichts geworden war, hielten sie es für ratsam wieder in die bolschewistische Phraseologie zurückzufallen und der Welt stolz zu verkünden, daß die "Sowjetregierung" sich weigere auf ihre Doktrinen zu verzichten und unentwegt am Kommunismus im Innern und an der revolutionären Aktion im Ausland festhalte; wobei sie durchblicken ließen, daß zu einer andern Haltung so lange für sie kein Grund vorliege als die bolschewistischen Machthaber keine auswärtige Anleihe bewilligt erhalten.

Der Kampf um die Rohstoffgebiete Rußlands, der den eigentlichen Inhalt der Genueser Konferenz darstellt, hat vorläufig nicht mit dem Sieg Englands geendet. In den letzten Stadien dieses Kampfes, als Lloyd Georges Mißerfolg schon feststand, vollzog sich in den angelsächsischen Ländern, wie immer in solchen Fällen, schnell ein außenpolitischer Szenenwechsel.

Am 12. Mai konnte der Berichterstatter des Temps aus Genua melden, die in der angelsächsischen und deutschen Presse laut verkündete Isolierung Frankreichs in der russischen Frage sei ein Wahngebilde; komme es in Genua zum Bruch, so werden mit der französischen Delegation die belgische, japanische, rumänische und noch die einer 5. Macht die Konferenz verlassen. Man begreift, welche Panik in New York die Nachricht hervorrufen mußte, daß die beiden stärksten Militärmächte, am Atlantischen und am Stillen Ozean, gemeinsam Front gegen das Mutterland des angelsächsischen Amerikas machen. Um den Bruch der englischsprechenden Völker mit Frankreich und seinem asiatischen Alliierten um jeden Preis zu vermeiden, stellte sich, in einem plötzlichen Frontwechsel, die öffentliche Meinung des angelsächsischen Amerikas auf die französische Seite. Ehe noch die Einladung nach dem Haag die Vereinigten Staaten erreicht hatte, teilten diese schon mit, daß sie gar nicht daran dächten an der Haager Konferenz teilzunehmen und die Bolschewisten in ihrer Politik zu unterstützen. Der Temps bezeichnet dies wohl nicht mit Unrecht als ein kapitaales Ereignis. Warum, fragt er, unterhandeln die Bolschewisten mit den fremden Mächten? Weil sie viel Geld brauchen. Wo können sie es finden? Vorzugsweise in Amerika. Kämen die Amerikaner aber nicht nach dem Haag, so hätten auch die Russen kein Interesse mehr an den Haager Unterhandlungen, und die ganze Kombination stürze zusammen. That is the whole thing in a nutshell.

Noch überraschender als in New York war aber der Szenenwechsel in London. Am 13. Mai erscheint König Georg V. im zerstörten Gebiet und spricht auf dem Friedhof von Terlinctum an den Gräbern der Gefallenen. Seine Rede ist eine schroffe Absage an die Genueser Politik Lloyd Georges.

Man hat Grund zur Annahme, daß durch den Mund Georgs V. das Foreign Office sprach, als er ausführte, wenn Frankreich und England sich trennen sollten, wäre es vergebens, daß die Söhne beider Länder fielen, daß sich Millionen von Menschen geopfert hätten; wer könnte diesen Gedanken ertragen? In einem Telegramm an Millerand bezeichnete der englische König die englisch-französische Entente als das heilige Erbe, das beiden Nationen von den Gefallenen hinterlassen worden sei. Kennzeichnend für den schnellen Stimmungsumschwung in London war auch die Meldung, daß die Kollegen Lloyd Georges ihm mitgeteilt hätten, die ministerielle Koalition müsse aufhören, wenn er fortfahre von einem Bruch mit Frankreich zu sprechen, und ferner das Schreiben Lord Greys an den Liberalen Bund, in dem er die Genueser Politik Lloyd Georges scharf angriff und ein »enges Einvernehmen mit Frankreich« forderte. Da Lord Grey vielfach als der Nachfolger Lloyd Georges angesehen wird, so bekommt seine Kritik der Genueser Politik erhöhte Bedeutung. Er erhebt gegen Lloyd George den schneidenden Vorwurf, daß unter seiner Leitung die Genueser Konferenz zu »einer Art politischen internationalen Glücksspiels« geworden sei, daß man die Verhandlungen der Konferenz mit Augen der Besorgnis und Furcht hätte verfolgen müssen. Enges Einvernehmen mit Frankreich und das Wohlwollen der Vereinigten Staaten seien der einzig richtige Beginn und die einzig feste Grundlage des wirtschaftlichen und finanziellen Wiederaufbaus sowie eines Friedens, an dem alle Nationen Anteil haben. In diesen Worten liegt die Anerkennung des großen Erfolgs, den die französische Politik in Genua erzielt hat. Gewiß wird auch Grey, wenn er der Nachfolger Lloyd Georges werden sollte, nicht darauf verzichten die russischen Rohstoffgebiete dem angelsächsischen Kapital zu erschließen, aber er wird dies im engen Einvernehmen mit der französisch-belgischen Finanzwelt tun, weil er die Macht Frankreichs richtig einzuschätzen versteht und sich nicht der Illusion hingibt, daß die stärkste Militärmacht Europas, die sich auf Belgien, Rumänien, Polen, Tschechien und Jugoslawien stützen kann und mit der stärksten Militärmacht Asiens verbündet ist, einfach von dem Bund der angelsächsischen Völker beiseite geschoben werden könnte.

Es ist schwer, wenn man die deutsche Genuapolitik betrachtet, keine Satire zu schreiben. Man wird den Eindruck nicht los, daß die Ostabteilung unseres Auswärtigen Amts von der großen Transaktion, die sich in Genua vollziehen sollte, gar keine Vorstellung hatte. Man wußte offenbar in der Wilhelmstraße nichts davon, daß die Bolschewisten nach Genua gingen, um das französisch-belgische Eigentum in den russischen Rohstoffgebieten zu möglichst hohem Preis loszuschlagen, und daß die Engländer, nachdem die Besitzergreifung der russischen Rohstoffquellen durch die Gründung der Kaukasusstaaten Aserbeidschan, Armenien, Georgien gescheitert war, Genua brauchten, um das französisch-belgische Eigentum in den russischen Rohstoffgebieten sich übereignen zu lassen. Dazu benötigten die Engländer die Grundsätze, die im Vertrag von Rapallo zum Ausdruck gelangt sind: völkerrechtliche Anerkennung der bolschewistischen Diktatur und der bolschewistischen "Expropriation" des ausländischen Eigentums. Der Rapallovertrag war der ballon d'essai, den die Hintermänner Lloyd Georges aufsteigen ließen, ohne daß die Herren in der Ostabteilung des Auswärtigen Amts von diesem Zusammenhang etwas ahnten. Man fragt sich in Europa erstaunt, welch ein Interesse Deutschland daran hatte in den Kampf um

die russischen Rohstoffgebiete einzugreifen und die angelsächsisch-bolschewistische Petroleumkombination zu unterstützen. Diejenigen, die an die Ahnungslosigkeit der Ostabteilung unseres Auswärtigen Amtes nicht glauben können, und dazu gehören leider die regierenden Kreise Frankreichs und Belgiens, sehen daher in diesem Vertrag den Rahmen für ein deutsch-bolschewistisch-angelsächsisches Einvernehmen. Das ist er nicht. Es ist eine Spezialität Deutschlands auf einen Wink aus London hin Dienste für die Angelsachsen zu verrichten und dafür mit einigen prodeutschen Leitartikeln in der Londoner Presse entschädigt zu werden. Daß man sich durch diese sinnlosen Liebesdienste die ganze übrige Welt zu Feinden macht, bemerkt man in Berlin entweder gar nicht oder zu spät.

In den 6 Genuawochen schwelgte ganz Deutschland in dem Rausch Frankreich isoliert zu haben. Als der Rausch verflogen war, sah man, daß die Wirklichkeit ganz anders war. Aus New York und London streckte man Frankreich die Freundeshand entgegen, weil an seiner Seite die stärkste Militärmacht Asiens und in Europa Belgien, Polen und die Staaten der Kleinen Entente standen. Deutschland blieb, wie immer, links liegen. Wann wird man in der Wilhelmstraße begreifen, daß Europa heute mehr denn je eine deutsch-französische Zusammenarbeit braucht, daß französische Erze und deutsche Kohlen zu einander gehören, und daß ein Frankreich mit blühender Wirtschaft und günstiger Zahlungsbilanz einem befreundeten und ökonomisch verbundenen Deutschland Zugeständnisse machen kann, die es naturgemäß einem Deutschland unter angelsächsischer Führung verweigern muß?

HERMANN MATTUTAT · DIE AUFGABEN DES 11. DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSKONGRESSES

KONGRESSE der Gewerkschaften bezeichnen in Deutschland seit dem Beginn dieses Jahrhunderts besonders wichtige Punkte des Weges der Arbeiterbewegung. Haben doch die gewerkschaftlichen Organisationen, früher neben der Partei wenig beachtet, sich in diesen beiden Jahrzehnten als das eigentliche Rückgrat der Arbeiterklasse Deutschlands erwiesen. Ihre Tagungen sind daher die wichtigsten Symptome der Stärke der deutschen Arbeiter überhaupt. Der 11. deutsche Gewerkschaftskongreß, der zum 19. dieses Monats nach Leipzig einberufen ist, ist, nach der großen Anzahl der bisher eingesandten und veröffentlichten Anträge sowie nach der vorgesehenen Tagesordnung zu urteilen, vor verantwortungsvolle Aufgaben gestellt. Sie werden um so schwerer zu lösen sein, als alle Anzeichen dafür sprechen, daß es bei den Verhandlungen zu lebhaften und scharfen Auseinandersetzungen über die prinzipielle und taktische Stellung der Gewerkschaften zu den die Zeit bewegenden wirtschaftlichen und politischen Fragen kommen wird. Zur Verhandlung stehen neben den geschäftlichen Mitteilungen und dem Bericht des Bundesvorstands, den an Stelle des uns entrissenen Genossen Carl Legien der neue Bundesvorsitzende Theodor Leipart geben wird, 4 Referate: 1. Betriebsräte und Gewerkschaften, Referent Clemens Nörpel, 2. Organisationsformen und Methoden der Gewerkschaftsbewegung, Referent Fritz Tarnow, 3. Arbeitsgemeinschaften und Wirtschaftsräte, Referent Rudolf Wissell, 4. Das zukünftige Arbeitsrecht in Deutschland, Referent

Hugo Sinzheimer. Von besonderer Bedeutung werden neben dem Bericht des Bundesvorstands die beiden letztgenannten Referate sein. Wie sehr in allen diesen Dingen die Auffassungen auseinandergehen, das zeigt sich schon darin, daß zu fast allen Tagesordnungspunkten Anträge auf Stellung eines Korreferenten vorliegen und gefordert wurde eine ganze Anzahl neuer Fragen auf die Tagesordnung zu stellen.

Bei dieser Sachlage wird die Stellung des *Bundesvorstands* nicht leicht sein: er wird wegen seiner Geschäftsführung sehr heftige Angriffe auszuhalten haben. Die vorliegenden Anträge wenden sich nicht nur gegen seine Geschäftsführung sondern auch gegen seine Haltung zu den Beschlüssen über die Erfassung der Sachwerte, die von ihm aufgestellten Gewerkschaftsforderungen zur Rettung der deutschen Wirtschaft, seine Haltung in der Frage des Eisenbahnerstreiks, des Beamtenstreikrechts und der Maifeier. Dem Bundesvorstand wird der Vorwurf gemacht, daß er es an Energie habe fehlen lassen, und es wird ihm zum Teil in sehr schroffer Weise ein Mißtrauen ausgesprochen. Ähnliche Angriffe werden gegen den Leiter der Betriebsrätezeitschrift erhoben, und dessen sofortige Absetzung wird gefordert. Glimpflicher kommt die Redaktion des Korrespondenzblatts davon, für die man nur bedingt eine Neubesetzung verlangt. Wie immer in solchen Fällen, machen es sich die Antragsteller mit ihrer Verurteilung verhältnismäßig leicht. Sie begnügen sich damit sie auszusprechen, ohne zu sagen, wie es anders gemacht werden kann. Es ist auch kaum anzunehmen, daß die Begründung der Anträge auf dem Kongreß die entsprechende Ergänzung bringen wird; sie werden also wohl dem Schicksal ähnlicher Anträge auf früheren Kongressen verfallen, das heißt abgelehnt werden. Die Vorstände des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes und des Allgemeinen freien Angestelltenbundes haben bei der Aufstellung der erwähnten Forderungen keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie allein nicht imstande seien ihre Durchführung zu erzwingen. Bei der Veröffentlichung dieser Forderungen wandten sie sich an alle organisierten Arbeiter und Angestellten wie an die zentralen und örtlichen Organe der freien Gewerkschaften und riefen sie auf mit allem Nachdruck für das Mindestprogramm einzutreten und ihre ganze organisatorische Kraft für seine Durchführung zu entfalten. Das ist bis zu einem gewissen Umfang geschehen, wobei dahingestellt bleiben mag, ob nicht noch mehr hätte getan werden können. Das Vorgehen der Gewerkschaften blieb nicht ohne Beachtung. Reichswirtschaftsrat, Reichstag und Reichsregierung haben sich eingehend mit den Forderungen befaßt. Das Ergebnis war nicht überwältigend. Die Erörterungen über die 10 Forderungen endeten in der Frage der Erfassung der Sachwerte mit dem Kompromiß über die Zwangsanleihe, bei den anderen Forderungen mit mehr oder minder ernst zu nehmenden Zugeständnissen. Das mag wenig befriedigen, erklärt sich aber zum guten Teil aus der politischen Zersplitterung der deutschen Arbeiterschaft und der Neigung ansehnlicher Arbeitermassen, anstatt sich auf den Boden gegebener Tatsachen zu stellen, radikalen Phrasen Glauben zu schenken, praktische politische und wirtschaftliche Betätigung aber dem politischen Gegner zu überlassen. Die gegen den Bundesvorstand gerichteten Angriffe treffen also in erster Linie die Arbeiterschaft selbst, und es wäre ein Zeichen beginnender Einsicht, wenn die Einbringer der Mißtrauensvoten sich einmal die Frage stellen würden, ob nicht ihnen selbst mit die Schuld daran zufällt, daß die Aktion für die Gewerkschafts-

forderungen keinen bessern Erfolg hatte. Dem Gewerkschaftskongreß könnten damit lange und unfruchtbare Debatten erspart werden.

Das gleiche trifft für den Feldzug gegen die *Betriebsrätezeitung* und ihren Leiter zu. Man braucht nicht alles, was in dieser Zeitschrift veröffentlicht oder von Alfred Striemer vertreten wurde, zu billigen oder auch nur hinzunehmen. Man muß ihr aber das Zeugnis ausstellen, daß sie ihre Aufgabe: die Ausbildung der Betriebsräte für ihre verantwortliche Tätigkeit, mit wissenschaftlichem Ernst zu erfüllen trachtet. Wenn sie sich dabei von allem Phrasenheldentum fernhielt, die nüchternen Tatsachen feststellte und aussprach, was ist, so kann das im Interesse der Arbeiterschaft nur begrüßt werden, und diese hat alle Ursache ein solches Streben anzuerkennen. Besonders Anstoß hat es offenbar erregt, daß Striemer die gegenwärtige Bedeutung des Unternehmertums für die Wirtschaft nicht unterschätzt und der Meinung ist, daß dieses noch unentbehrlich sei. Damit hat er sich in den Augen unserer "Radikalen" einer Todsünde schuldig gemacht. Deshalb wird an den Tatsachen aber nichts geändert. Weil wir nicht mit einem Sprung aus der kapitalistischen in die sozialistische Wirtschaft hinüberwoltigieren können, werden wir uns die Tätigkeit der privatwirtschaftlichen Unternehmer noch eine geraume Zeit gefallen lassen und sie als notwendiges Übel hinnehmen müssen. In einem Teil der Anträge, die zur Betriebsrätefrage gestellt wurden, wird das indirekt anerkannt, wie daraus hervorgeht, daß nur eine bessere Schulung und Ausbildung der Betriebsräte gefordert wird. Die brauchen wir freilich. Andere Anträge gehen weiter; sie fordern zwar nicht die völlige Ausschaltung der Unternehmer, wollen aber die Betriebsräte mit solchen Machtbefugnissen ausstatten, daß der Unternehmer überflüssig wäre. Derartige Forderungen verkennen nicht nur die bestehenden wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse sondern auch die Wirkungsmöglichkeiten der Betriebsräte¹, denen sie Eigenschaften zuschreiben, die sie ihrer Natur nach gar nicht haben können. Daß die ganze Entwicklung der Betriebsräte in Deutschland nicht den Weg genommen hat, der zu fruchtbarer Arbeit führt, ist in den Sozialistischen Monatsheften schon mehrfach dargelegt worden. Das deutsche Betriebsrätegesetz stellt eine Konzession an den, nach dem November 1918 in der deutschen Arbeiterklasse (weniger im Geist als in Worten: da freilich stürmisch) vertretenen Rätegedanken dar. Der Forderung nach Schaffung von Arbeiterräten lag, den Wortführern unbewußt, dem Verlangen selbst aber die eigentliche Kraft verleihend, die Idee zugrunde die Arbeiter zu *Trägern der Produktion* zu machen. Das ist ein hohes Ziel. Zu seiner Verwirklichung bedarf es einer grundsätzlichen, allgemeinen volkswirtschaftlichen Schulung der Betriebsräte, die gerade, wenn sie sich der Verantwortung für die Produktion bewußt werden, erkennen müssen, daß es ihre Aufgabe ist die Produktionsfreudigkeit zu heben, den Willen zu qualifizierter Leistung wachzurufen, eben deshalb aber nicht in die technische Leitung des einzelnen Betriebs hineinzupfuschen sondern den Geist freiwilliger Einordnung in das

1) Siehe dazu die über das Betriebsräteproblem in den Sozialistischen Monatsheften veröffentlichten Artikel: *Kollakt* Der Rätegedanke beim Neuaufbau Deutschlands und Die Rolle des Betriebsrätegesetzes beim Produktionsaufbau, 1919 I, Seite 229 ff. und 1919 II, Seite 1128 ff., *Schippel* Gewerkschaften, Betriebsräte und Arbeitsgemeinschaften in England, Vom Arbeiterausschuß bis zum Betriebsrat und Betriebsräte, Arbeitsgemeinschaften und Gewerkschaften in England, 1919 I, Seite 236 ff. und 440 ff., und 1920 I, Seite 446 ff., *Cohen* Der Rätegedanke im ersten Revolutionsjahr, 1919 II, Seite 1043 ff., und *Koch* Betriebsräteschulung und Produktionsidee und Betriebsräteschulung und Volkshochschule, 1921 II, Seite 873 ff. und 1089 ff.

Ganze lebendig zu machen und durch selbsttätige Auslese eine Generation von Arbeitenden heranzubilden, die die Arbeit im Gemeinschaftsinteresse verrichtet. Die Produktion ist nicht Sache des Betriebsunternehmers allein sondern Angelegenheit des ganzen Volkes, weil von ihrem Stand seine wirtschaftliche Lage abhängt. Wir wollen aus der privatkapitalistischen Profitwirtschaft heraus und streben ihre organische Umwandlung in die sozialistische Wirtschaft an. Das kann aber nicht dadurch geschehen, daß den Betriebsleitungen produktionshemmende Fesseln auferlegt werden, sondern daß die Arbeitervertreter ihre vornehmste Aufgabe darin erblicken den Produktivitätsgrad der Arbeit zu erhöhen. Um dieser Aufgabe zu genügen, müssen sich die Betriebsräte vor allem auch mit den wissenschaftlichen Arbeitsmethoden eingehend beschäftigen, weil diese darauf abzielen die Arbeit unter möglichst geringem Kraftaufwand zur höchsten Ergiebigkeit zu steigern. Dieser Seite ihrer Aufgaben haben sie bis jetzt im allgemeinen nicht in dem Umfang ihre Aufmerksamkeit zugewandt wie es notwendig gewesen wäre. Daß es nicht geschah, ist nicht allein in den Mängeln des Betriebsrätegesetzes begründet, das ja freilich, weil es keinen Gedanken durchführen sondern nur aufgeregte Wünsche beruhigen wollte nicht dazu beitragen konnte den Sinn nach dieser Richtung zu lenken. Unzulängliche Gesetze waren indessen noch nie ein Grund für die Arbeiter in Resignation zu verfallen und das als notwendig Erkannte zu unterlassen. Derartige Mängel waren für sie vielmehr stets ein Ansporn nicht nur das durch Gesetz Gebotene restlos auszuschöpfen sondern auch darauf fußend diejenigen Verbesserungen durchzusetzen, die der fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung und der politischen und wirtschaftlichen Reife der Arbeiterklasse entsprechen. Das sollte auch hier geschehen. Bis jetzt aber war davon wenig zu merken. Und das Verlangen nach dem sogenannten vollen Mitbestimmungsrecht im Betrieb, wie es verschiedene Antragsteller für die Betriebsräte erstreben, zeigt, auf wie falschen Gedankenbahnen man sich bei uns bewegt. Die Antragsteller haben offenbar nicht überlegt, daß die Ausbildung der Betriebsratsmitglieder immer nur Stückwerk bleiben kann, daß der für seine Aufgabe durch Spezialstudium vorgebildete Betriebsleiter in zahlreichen Betriebsangelegenheiten ihnen deshalb stets überlegen bleiben muß. Aber selbst davon abgesehen ist es aus rein technischen Rücksichten ausgeschlossen, daß bei allen wichtigen und schnell zu fassenden Entscheidungen der immerhin schwerfällige Apparat des Betriebsrats herangezogen wird, selbst wenn man schon voraussetzt, daß die Arbeiter (was man weder erwarten noch auch nur verlangen kann) stets ihren Gruppenegoismus beiseite setzen und das Betriebsinteresse im Auge haben werden. Solche Forderungen sind daher mit Recht aussichtslos. Die Betriebsräte sollten vielmehr kein anderes Ziel kennen als das: in Gemeinschaft und Gleichberechtigung mit der Betriebsleitung die Produktion im Sinn höchster Leistungsfähigkeit zu beeinflussen. Die Erfüllung dieser Aufgabe fordert Menschen, die sich durch wirtschaftliche, praktische, geistige und sittliche Tüchtigkeit auszeichnen. Wird nun von den Arbeitern bei der Wahl der Betriebsräte durchweg auf das Vorhandensein dieser Eigenschaften Gewicht gelegt? Leider nein. Mit Recht wird in der Gewerkschaftspresse gerügt, daß sich die Arbeiter in den Betrieben bei den Betriebsratswahlen nicht von sachlichen sondern von parteipolitischen Erwägungen leiten lassen. Und auch wo das nicht der Fall ist, und geeignete

Kräfte für die Betriebsräte in Aussicht genommen werden, führt die Behandlung der Produktionsfragen durch die Arbeiterschaft häufig dazu, daß jene die Wahl ablehnen und an ihre Stelle Leute treten, denen jede Eignung für die Sache fehlt. Das Ergebnis ist, daß nicht selten die Betriebsratswahl unterbleiben muß, weil niemand Neigung hat sich den Anfeindungen gewisser Elemente auszusetzen, ohne daß er dann den notwendigen Rückhalt bei der übrigen Arbeiterschaft findet. Unter solchen Verhältnissen ist es nur zu begreiflich, daß sich Zustände herausbilden, die wohl gewissen Arbeitgeberinteressen förderlich, der Produktionserhöhung, dieser wichtigsten Vorbedingung der Beseitigung jeglicher Ausbeutung, aber durchaus abträglich sind. So wenig erfreulich das Betriebsrätegesetz auch ist, so könnte es, bei entsprechendem Willen der Arbeiterschaft, doch noch als Grundlage für die Demokratisierung der Betriebswirtschaft verwandt werden; hat man doch schon aus noch schlechteren Gesetzen etwas herausholen können. Auf diesen Boden stellt sich auch eine Anzahl Anträge, die weitere Ausbildungsgelegenheit für die Betriebsräte fordern und Unterstützung verdienen, soweit sie Durchführbares wollen.

Von großer Wichtigkeit ist der Antrag des Bundesausschusses Regeln für die Führung von *Lohnbewegungen* und Unterstützung von Streiks in gemischten Betrieben aufzustellen, womit auch eine Regelung der Streiks in gemeinnötigen Betrieben herbeigeführt werden soll. Nach dem Antrag soll die Führung von Lohnbewegungen durch die in Betracht kommenden Gewerkschaften keine Einschränkung erfahren, sie soll deren Aufgabe bleiben. Die Regeln sollen nur dazu dienen bei allen Lohnbewegungen und Streiks ein besseres Zusammenarbeiten der dem Bund angeschlossenen Verbände und ihrer Bezirks- und Ortsgruppen zu ermöglichen, damit ein erfolgreicher Verlauf und Ausgang der gewerkschaftlichen Kämpfe garantiert werde. Danach sollen alle Gewerkschaftsmitglieder verpflichtet sein, bevor sie an die einzelnen Unternehmer oder an die Arbeitgeberorganisation mit gemeinsamen Forderungen herantreten, sich mit der zuständigen Vertretung ihres Verbands zu beraten, von deren Zustimmung dann die Aufstellung von Forderungen an den Arbeitgeber abhängig gemacht werden soll. Die Führung der Verhandlungen bleibt den zuständigen Verbandsvertretern überlassen, die den Vorschriften ihres Verbands und den Weisungen des Vorstandsvorstands zu folgen haben. Die Arbeitsniederlegung soll nur als letztes und äußerstes Mittel zur Erringung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen oder zur Abwehr von Verschlechterungen dienen. Bevor man dazu schreitet, sind alle Verhandlungsmöglichkeiten zu erschöpfen. Weiter sehen die Regeln vor, daß in den beteiligten örtlichen und bezirklichen Organisationen eine Abstimmung über die Arbeitsniederlegung zu erfolgen hat, daß Streiks, die ohne Beachtung dieser Richtlinien unternommen wurden, nicht zu unterstützen sind, und bei ihrem Ausbruch auf eine baldige Wiederaufnahme der Arbeit hingewirkt werden soll. Ähnlich lauten die Richtlinien für gemeinsame Lohnbewegungen, insbesondere für Bewegungen in Industrie-, Gemeinde-, Staats- oder Genossenschaftsbetrieben, in denen Angehörige verschiedener Berufe und Mitglieder mehrerer, dem Bund angeschlossener Verbände vereinigt sind. Beschlüsse über Streiks in gemeinnötigen Betrieben dürfen nach dem Antrag erst dann gefaßt werden, wenn der Bundesvorstand des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes oder, wenn es sich um Angestellte handelt, des Allgemeinen freien Angestellten-

lundes davon benachrichtigt und ihnen eine angemessene Frist gelassen worden ist Vermittlung und gütliche Beilegung des Konflikts zu versuchen. Als *gemeinnötig* werden solche Betriebe bezeichnet, deren Stilllegung durch Arbeitseinstellung die Lebensinteressen der Allgemeinheit und auch der gesamten Arbeiterschaft in Gefahr bringt. Dazu rechnet man die Betriebe zur Versorgung der Bevölkerung mit Wasser, die Kanalisation, das öffentliche Gesundheitswesen, das Bestattungswesen, die öffentliche Verwaltung, die Sozialversicherung, den Eisenbahnverkehr und den Kohlenbergbau. Nach den trüben Erfahrungen, die wir in jüngster Zeit mit Arbeitsniederlegungen in *gemeinnötigen* Betrieben gemacht haben, kann man diesen Versuch einer Regelung nur willkommen heißen, er entspricht einem dringenden Bedürfnis. Gelingt der Versuch, dann dürfte die Tätigkeit der Technischen Nothilfe, die trotz allen Anfeindungen aus Gewerkschaftskreisen unter den bestehenden Verhältnissen nicht entbehrt werden konnte, erheblich eingeschränkt, wenn nicht völlig überflüssig werden.

Sehr zahlreich sind die Anträge, die auf eine weitere *Zusammenfassung der Gewerkschaften* abzielen. In der Mehrzahl fordern sie die Schaffung von Industrieverbänden, andere wollen nur eine Vereinheitlichung der Satzungen, Mitgliedsbücher und Unterstützungen. Einer Reihe von Antragstellern genügt der Industrieverband nicht; sie fordern die Vereinigung sämtlicher Verbände in einer Einheitsorganisation mit Gliederung in Sektionen. Nach der Stellungnahme des letzten Gewerkschaftskongresses zu dieser Frage sind diese Bestrebungen vorläufig noch aussichtslos. Bessere Aussichten bestehen für die Verwirklichung des Gedankens die Zentralverbände in Industrieverbände umzuwandeln, besonders da die Zentralverbände zum Teil bereits heute als Industrieverbände angesehen werden können. Es ist zu erwarten, daß die Kongreßverhandlungen hieran anknüpfen werden, wodurch die sich bereits vollziehende Umbildung der Gewerkschaften erheblich gefördert würde.

Wenig Gegenliebe dürften die Anträge finden, die die *Unterstützungseinrichtungen* der Gewerkschaften in Fällen von Krankheit, Erwerbslosigkeit usw. beseitigen und die Gewerkschaften auf reine Kampfunterstützungen einstellen wollen. Derartige Anträge sind schon oft genug verhandelt und abgelehnt worden. Gut gemeint und im Prinzip berechtigt ist die von verschiedenen Seiten beantragte Schaffung einer Alterspensionierung für Arbeiter. Nur erscheint es etwas weit gegriffen, wenn gefordert wird, daß die Pensionierung bereits mit 60 Jahren eintreten soll, während man es als Härte bezeichnet, wenn die Beamten mit 65 Jahren pensioniert werden. Wenn man die Pensionierung bei Eintritt der Erwerbsunfähigkeit fordert, besteht keine Notwendigkeit diese Altersgrenze anzunehmen. Die Ausgestaltung der Invalidenversicherung und damit zugleich die Vereinheitlichung der *Arbeiterversicherung* dürfte wichtiger und aussichtsvoller sein. Die Verschiedenartigkeit der Leistungen in der Kranken-, Unfall-, Angestellten- und Invalidenversicherung sowie die Schwierigkeit sich in den fortgesetzt veränderten Bestimmungen der Sozialversicherung zurechtzufinden machen eine Zusammenlegung der einzelnen Versicherungszweige zu einer immer dringenderen Notwendigkeit. Vereinzelt Änderungen müssen hier immer Flickwerk bleiben. Eine gründliche Reform wird jedoch dadurch erschwert, daß die Versicherten sich über die dabei einzuschlagenden Wege selbst nicht einig sind.

Die von dem letzten Gewerkschaftskongreß angenommene Resolution für die Aufrechterhaltung der *Arbeitsgemeinschaften* mit den Arbeitgebern hat den Widerstand nicht gebrochen, der gegen dieses Zusammengehen besteht. Es wird von neuem Sturm dagegen gelaufen. Nach den zu diesem Punkt vorliegenden Anträgen bekämpft man die Arbeitsgemeinschaften in der selben Weise wie früher: die Klassengegensätze würden dadurch verwischt, der Klassenkampfcharakter der Gewerkschaften beeinträchtigt, die Arbeiterbewegung gehemmt usw. Das sind Tiraden, die gewiß keiner ernstern Überlegung, vielmehr nur einem Bedürfnis der Opposition um jeden Preis entspringen. Sonst hätten sich die Antragsteller auch gegen die Tarifpolitik der Gewerkschaften wenden müssen, die mehr oder weniger mit den Arbeitsgemeinschaften verknüpft ist und sich von ihnen nicht ohne weiteres trennen läßt. Gleich schroff wird die Bildung paritätischer Arbeitskammern abgelehnt und die Errichtung einer Arbeiterkammer gefordert, deren Abgrenzung auch für die zu bildenden Bezirkswirtschaftsräte beibehalten werden soll. Von den Antragstellern wird also im wesentlichen der gleiche Standpunkt vertreten, wie ihn die Arbeitgeber einnehmen, wenn sie es ablehnen Arbeitnehmer in die Handwerks- und Handelskammern hereinzunehmen. Über die Frage, ob reine Arbeitervertretungen oder paritätische Körperschaften vorzuziehen sind, besteht innerhalb der Arbeiterschaft noch keine Einigkeit; diese Tatsache hat es mit verschuldet, daß die Arbeiter bisher noch keine gesetzlich anerkannte Vertretung besitzen, wie sie die Arbeitgeber schon seit langem haben. Hoffentlich führt Wissells Referat nebst der Diskussion dazu eine Klärung dieser Frage herbei.

Den gleichen Wunsch muß man für die Besprechung des *Arbeitsrechts*-problems hegen. Was bisher an Entwürfen für ein neues Arbeitsrecht veröffentlicht wurde, hat wenig Anerkennung gefunden; es sind aber nur wenig neue und bessere Vorschläge gemacht worden. Die Kritik bewegte sich häufig in Übertreibungen, die nicht von einem tiefen Eindringen in die Materie zeugten. Besonders suchte die äußerste Linke dadurch bei der Arbeiterschaft Eindruck zu machen. Positives wird damit für die Arbeiter nicht erreicht. Einige der Anträge zum Arbeitsrecht lassen diese scheinradikalen Einflüsse deutlich erkennen; die Mehrzahl geht freilich von einem objektiven Standpunkt aus oder stellt nur bestimmte Forderungen zu einzelnen Gebieten des Arbeitsrechts, insbesondere über den Achtstundentag und seine Beibehaltung, wobei allerdings die besonderen Ansprüche, die die Wiederherstellung des im Innern wie im Äußern durch den Krieg Zerstörten an die Arbeitsleistung stellt, noch nicht oder nicht genügend erkannt zu sein scheinen.

Auf die weiteren Anträge einzugehen erübrigt sich. Aufgabe des Kongresses wird es sein bei der Fülle des ihm zur Bearbeitung vorgelegten Materials die Spreu vom Weizen zu sondern. Eine arbeitsreiche Tagung steht ihm bevor. Sie wird um so fruchtbarer sein, je mehr die Debatten über alle zur Erörterung stehenden Fragen von gewerkschaftlichem Geist beseelt und von der Solidarität der Arbeiterinteressen getragen sind, das Trennende ausgeschieden, das Einigende in den Vordergrund gestellt wird. Geschieht dies, dann wird der 11. deutsche Gewerkschaftskongreß gleich seinen Vorgängern Bedeutung gewinnen und in gleicher Weise der Arbeiterklasse wie der Wirtschaft Deutschlands dienen.



MAX SCHIPPEL · GEWERKSCHAFTEN, ARBEITSGEMEINSCHAFTEN UND ARBEITGEBERVERBÄNDE

MIT Recht freuen wir uns der raschen gewaltigen Ausdehnung unserer deutschen Gewerkschaften, die für die freien Verbände allein den Mitgliederstand gegen Ende 1920 bis auf mehr als 8 Millionen (8 025 682) Köpfe brachte. Wir sollten darüber aber nicht vergessen, daß die Arbeitgeberverbände gleichfalls ihre zentrale Vereinigung, die Ende 1913 erst 69 Organisationen mit 1.8 Millionen Arbeitern umfaßte, bis Ende 1920-1921 auf 200 beziehungsweise 215 umschlossene Organisationen mit etwa 8 Millionen Arbeitern emporzubringen und ihren Organisationsaufbau weitschauend zu entwickeln und unermüdlich zu festigen vermochten.¹

Der Druck der Revolutionszeit hat anfangs viele Unternehmer von dem früher bereits erzielten Zusammenhalt abgesprengt und zu isolierten Zugeständnissen, ohne Rücksicht auf die kapitalistische Klassensolidarität, geneigt gemacht. Diese ratlose Angstpolitik hat sich jedoch längst wieder gelegt, man fühlt wieder sichern tragfähigen Boden unter den Füßen, und mit der größern Beruhigung ist sogar vielfach das alte, allen Zugeständnissen feindliche Herrenbewußtsein zurückgekehrt. Noch hält ein weiterblickender, innerhalb bestimmter Schranken noch immer führender großindustrieller Kreis an der Arbeitsgemeinschaft fest, und Hugo Stinnes hat soeben deren Grundgedanken in etwas amerikanischer Weise von neuem unterstrichen, indem er am 20. Mai einem seiner Dampfer beim Stapellauf den Namen Carl Legien verlieh. Aber die wahrscheinlich erwartete Antwort auf diese Demonstration blieb nicht nur bei den Gewerkschaften aus. Auch in der Unternehmerpresse spiegelte sich eine unverkennbare Verlegenheit über diese bedenkliche Anwendung von Vorurteilslosigkeit, wenn nicht von kraftmeierischer Renommierlust wider. Lebt diese Arbeitsgemeinschaft überhaupt noch?

VIELLEICHT ist es kennzeichnend, daß ihr Zentralvorstand erst vor kurzem den Geschäftsbericht für 1919 und 1920 in Gestalt eines ziemlich dürrtigen Heftchens der Öffentlichkeit unterbreitete.² Immerhin zieht hier die beste Zeit der vielumstrittenen Paritätspolitik nochmals an uns vorüber. Manches Beschlossene und Erreichte ist zweifellos gar nicht zu verachten. Von der faszinierenden, zugleich beschwichtigenden und aufrüttelnden Großzügigkeit der Novembertage von 1918 ist jedoch nichts mehr zu spüren. Das krönende paritätische Wirtschaftsparlament der Zukunft ist vollends zum vorläufigen Reichswirtschaftsrat der Gegenwart zusammengeschrumpft. Äußerlich wie innerlich ist dabei alles anders und dürrtiger geworden.

Die Arbeitsgemeinschaften gingen mit Recht von der beruflichen, *fachlichen* Gliederung der Produktion aus. Im Unternehmertum hatte sich das Übergewicht und die vollblütige Lebenskraft der fachlichen Verbände gegenüber den alten territorialen (regionalen) Interessenvertretungen, mit den

1) Siehe den Geschäftsbericht der *Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände* für 1921 (Berlin 1922), Seite 9.

2) Siehe den Geschäftsbericht der *Zentralarbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands* über die Tätigkeit des Zentralvorstands in den Kalenderjahren 1919 und 1922 (Berlin 1922).

Handelskammern an der Spitze, mehr und mehr durchgesetzt: sowohl in den mehr allgemeinwirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Bildungen, den "wirtschaftlichen" Vereinigungen, die das ganze öffentliche Leben ins Auge faßten, wie in den eigentlichen Arbeitgeberverbänden, die ausschließlich oder vorwiegend den Lohn- und Arbeitsbedingungen sich zukehrten. Die gegenüberstehenden, jeweils paritätisch heranzuziehenden Arbeitermassen hatten sich, von der reinen Konsumorganisation abgesehen, bisher vollends nur nach Berufen und Industrien zentral einheitlich zusammengeschlossen, und was sie an örtlichen oder gebietlich ausgedehnten Vertretungen hierhergehöriger Art (etwa wie die länger schon bestehenden Ortsausschüsse oder die jüngeren Landesausschüsse) besitzen, hat sich wie eine Querverbindung an diese fachlichen Vertikalpfeiler angesetzt und aus ihnen heraus sich gebildet. Die nochmalige Unterteilung nach den mehr beruflich-wirtschaftlichen und mehr beruflich-lohnpolitischen Sonderorganisationen haben die Arbeiter überhaupt niemals gekannt. Zunächst allerdings, weil sie, im Gegensatz zu den Industriellen, seit Beginn des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches über eine besondere politische Klassenpartei verfügten und dieser die Wirtschafts- und Sozialpolitik überließen: man erinnert sich, welches Aufsehen dereinst jene »dunklen Pläne« der Generalkommission erregten, die im großen und ganzen lediglich darauf hinausliefen: den Gewerkschaften mehr und mehr zugleich die sozial- und wirtschaftspolitischen Anregungen zu übertragen, die vorher der Partei zufielen. Seit längerem ist auch diese Initiative, die das Gebiet der vertragsmäßig zu regelnden Lohn- und Arbeitsverhältnisse weit überschreitet, immer unbestrittener den Gewerkschaften zugefallen, und um so mehr empfahl sich der fachliche Aufbau der einzelnen Arbeitsgemeinschaften, bis schließlich als krönende Spitze, wie die Deckengewölbe eines gotischen Doms, die zusammenfassende paritätische Reichsproduktionsvertretung aus den beruflichen Einzelpfeilern herauswachsen sollte, die in diesem Fall aus einer organischen Verbindung der Unternehmer und der Arbeiter je eines großen Produktionszweigs bestanden:

„Wir standen nunmehr vor einem Trümmerfelde unserer ganzen Politik, und es war notwendig in dem Trümmerfelde den Eckstein, das Fundament zu suchen, auf dem wir unsere neue Wirtschaft einigermaßen fest aufbauen können . . . Am 9. Oktober 1918 saß im Stahlhof zu Düsseldorf eine Anzahl von Eisenindustriellen, die sich über diese Dinge unterhielten. Die Versammelten waren sich einig darüber, daß unter den bestehenden Verhältnissen die *Regierung* des Prinzen Max von Baden und des Herrn von Payer unhaltbar sei, und daß sie bald gestürzt werden würde. Man hat die Lebensdauer dieser Regierung auf nicht mehr als 4 bis 5 Wochen veranschlagt, eine Voraussage, die leider auf den Tag zugetroffen ist. Jedenfalls haben sich die Eisenindustriellen von einer schwachen Regierung keine Hilfe versprechen können. Blickte man weiter und fragte man: Kann vielleicht *das Bürgertum* künftig eine starke Stütze und Hilfe für die deutsche Wirtschaftspolitik werden, so mußte man angesichts der vielen bedauerlichen Erscheinungen und der häufigen Enttäuschungen, die man in all den Jahrzehnten erlebt hat, sich sagen: Auf das Bürgertum, wie es einmal in Deutschland ist, ist in wirtschaftspolitischen Dingen leider kein Verlaß. Einen überragenden Einfluß schien *nur die organisierte Arbeiterschaft* zu haben. Daraus zog man den Schluß: Inmitten der allgemeinen großen Unsicherheit, angesichts der wankenden Macht des Staates und der Regierung gibt es für die Industrie nur auf seiten der Arbeiterschaft starke Bundesgenossen, das sind die Gewerkschaften . . . Wenn in dieser großen Masse der organisierten Arbeitnehmer der Gedanke der Zusammengehörigkeit, der Solidarität mit den Unternehmern für die großen wirtschaftspolitischen Fragen erweckt werden kann, dann, so schien es, ist ein Weg vorhanden, auf dem man künftig zum Besten der deutschen Industrie weitergehen kann, dann ist eine Aussicht auf Rettung . . . Die Arbeitsgemeinschaft will

die Gemeinschaftsarbeit der industriellen und gewerblichen Unternehmer und Arbeitnehmer zusammenfassen, also in diesem Kreise sich vorerst stützen auf Industrie und Gewerbe, in der Annahme, daß auch in der Land- und Forstwirtschaft sowie im Handelsgewerbe schon in der nächsten Zeit die selben Bestrebungen Platz greifen und auch dort zu einer Arbeitsgemeinschaft für den Groß- und Kleinhandel einerseits und für die Landwirtschaft andererseits führen. Diese 3 Arbeitsgemeinschaften zusammengenommen würden dann ein *Parlament der deutschen Volkswirtschaft* bilden, wie man die Arbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Unternehmer und Arbeiter allein als ein Parlament der deutschen Industrie und des Gewerbes auffassen könnte . . . Was ist der Grundgedanke und das Ziel? Es ist die gemeinsame Lösung aller die Industrie und das Gewerbe Deutschlands berührenden wirtschaftlichen und sozialen, wirtschaftspolitischen und sozialpolitischen Fragen sowie aller sie betreffenden Gesetzgebungs- und Verwaltungsangelegenheiten. Es ist der Gedanke, daß, wenn wir die künftige Wirtschaftspolitik gemeinsam mit den Arbeitnehmern durchführen wollen, wir es nur dann machen können, wenn wir auch sozialpolitisch zusammengehen. Ferner war maßgebend der Gedanke, daß wir beim besten Willen keine Sozialpolitik mehr treiben können, ohne zugleich dafür zu sorgen, daß die Wirtschaftspolitik sich so gestaltet, daß wir überhaupt noch in der Lage sind Sozialpolitik treiben zu können.»

Dieser leitende Grundgedanke hat sich unterdes stark verwischt. Besonders als eine ziellose, nach allen Seiten nachgiebige Regierung an die Errichtung eines *Reichswirtschaftsrats* ging, tauchte in ganz willkürlicher Auswahl und Einordnung überall, für die Industrie, den Handel, die Banken und das Versicherungswesen, die »räumliche Gliederung« auf, vor allem in Anknüpfung an die Handelskammern und deren Spitze, den Deutschen Industrie- und Handelstag. Die Begründung des ersten Entwurfs, der aus dem Reichswirtschaftsministerium hervorgegangen und vom Reichsarbeitsministerium unterstützt worden war, anerkannte zwar in seltsamer Zweiseelentstimmung offen den »Vorzug der fachlichen Gliederung«. Der Reichsrat dagegen suchte den territorialen Einschlag nochmals ganz maßlos zu verstärken, der zugleich einen Rückschlag gegen die Wahrung der Parität der Arbeiter darstellte, denn für Handelskammern und ähnliche Körperschaften besteht bis zum heutigen Tag keinerlei paritätische Grundlage. Die Arbeitsgemeinschaften, ihres besondern Prinzips bewußt, schienen eine Zeitlang zu durchgreifendem Widerstand bereit und lehnten sogar unter Umständen »jede Beteiligung an der Zusammensetzung des Reichswirtschaftsrats ab«.

»Für die Vertretung der industriellen Interessen scheint es dem Zentralvorstand von grundsätzlicher Bedeutung zu sein, daß diese Vertretung aufgebaut ist auf der fachlichen Gliederung der deutschen Industrie. Die fachlichen Interessen der Industrie sind es nämlich, die ihre Tätigkeit, ihre Arbeit und Ziele bestimmen, und hinter denen die Besonderheiten des Standortes weit zurücktreten.«

Die schließliche Zwittergestaltung fand der Zentralvorstand jedoch »befriedigend« und zwischen dem ersterträumten »Parlament der deutschen Volkswirtschaft« und dem bestehenden vorläufigen Reichswirtschaftsrat ist ein arges Mißverhältnis geblieben.

Diese Unklarheit und Unschlüssigkeit der Beteiligten, sowohl der Gewerkschaften wie der Unternehmer, ist um so bedauerlicher, als sie zugleich einer einheitlichen bestimmten Entscheidung über wichtige andere Fragen im Weg steht: ob eine andere Stellung der *Handelskammern* und deren etwaiger paritätischer Neuzuschnitt anzustreben ist, wie man sich den Aufbau und die Funktion von *Arbeiterkammern*, *Bezirkswirtschaftsräten* und ähnlichen Interessenvertretungen denken soll.

3) Siehe *Reichert* Entstehung, Bedeutung und Ziel der Arbeitsgemeinschaft /Berlin 1919/, Seite 7 ff. und 14.



INE Abirrung vom ehemals vorgezeichneten geraden Weg der Reichsarbeitsgemeinschaften stellt ferner die neuerdings immer stärker hervortretende Betonung des *Betriebs*, im Gegensatz zum gesamten Beruf und Produktionszweig, als einer selbständigen Einheit für die Regelung von Lohn- und Arbeitsbedingungen dar. Dem Selbstherrlichkeitsbewußtsein des Großunternehmertums und der Freude an der Erweckung von Konflikten in den Reihen der Gegenpartei kommen hier sehr oft die Eifersüchteleien zwischen Betriebsräten und Gewerkschaften entgegen, und was man mit den wirtschaftsfriedlichen Gelben nach dem Novemberabkommen von 1918 nicht mehr erringen kann, sucht man mit Hilfe der Sonderbündeleyen von mitunter recht radikal klassenkämpferischen Betriebsräten zu erzielen.

Auch die Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände, die für das befriedigende Wirken der Arbeitsgemeinschaft selbstverständlich unentbehrlich ist, scheint an dieser, wie sie es in ihrem letzten Geschäftsbericht nennt, »Reaktion des Wirtschaftslebens gegen Tarifüberspannung« aus zunächst einleuchtenden, aber kurzsichtigen Gründen Gefallen zu finden:

„Im engsten Zusammenhang mit einer Reaktion des Wirtschaftslebens gegen Tarifüberspannung, namentlich gegen zu starre Zentralisierung in der Tarif- und Lohnpolitik, steht die in den letzten Monaten besonders in Erscheinung tretende Entwicklung der Werkstarife und der reinen „Haustarife“ oder besser „Betriebsvereinbarungen“, das heißt der Vereinbarung von Arbeitsbedingungen unmittelbar mit den Betriebsräten, unter Ausschluß oder gegen den Widerstand und bisweilen auch mit ausdrücklicher oder stillschweigender Zustimmung der Gewerkschaften. Im kommenden Jahr wird dieser Entwicklung besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden sein . . . An der Spitze dieser Erörterungen wird voraussichtlich die Frage stehen, ob es zulässig ist durch gewerkschaftliche Maßnahmen rechtsgültige, im Namen der Belegschaft und im Rahmen des Betriebsrätegesetzes mit Betriebsräten getroffene Vereinbarungen und Verträge ohne jede rechtliche Bindung sowohl der Betriebsräte selbst wie der einzelnen Arbeitnehmer kurzer Hand über den Haufen zu werfen, wie dies mehrfach versucht worden ist.“⁴

Man mag zugestehen, daß für betriebliche Abmachungen oft ein gewisser Spielraum bleiben wird und zu lassen ist, daß also von ihrer grundsätzlichen ausnahmslosen Verwerfung keine Rede sein kann. Aber als Schwächzug und Waffe gegen die beruflich allgemeineren Vereinbarungen widersprechen sie zweifellos dem Geist und selbst dem Wortlaut der Arbeitsgemeinschaftsfestsetzungen. Schon nach der vorbereitenden Verständigung von Ende Oktober 1918 sollten »die Organisationen« der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in allen Fragen der Demobilmachung und der Überführung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft »einheitlich zusammenarbeiten«. In der Vereinbarung vom 15. November wurden »die Gewerkschaften« als »berufene Vertretung« der Arbeiterschaft ausdrücklich anerkannt, und die Arbeitsbedingungen für alle Arbeiter und Arbeiterinnen sollten entsprechend den Verhältnissen »des betreffenden Gewerbes« durch Kollektivvereinbarungen »mit den Berufsvereinigungen der Arbeitnehmer« geregelt werden.

Ähnlich ist es ein Abbröckeln und je nach den näheren Umständen ein völliges Versagen der Unternehmer, wenn zahlreiche Arbeitgeberverbände zu Tarifverträgen lediglich mit den Arbeitern, nicht aber mit den *Angestellten* bereit sind und, gestützt von der zentralen Vereinigung trotz einem gegenteiligen Beschluß des geschäftsführenden Vorstands der Zentralarbeitsgemeinschaft vom 14. Oktober 1921, auf ihrer Ablehnung beharren.⁵

4) Siehe den in Note 1 erwähnten Geschäftsbericht, Seite 70.

5) Siehe den in Note 1 erwähnten Geschäftsbericht, Seite 57.

DIE Führung der Unternehmerbewegung gleitet somit, was die Einwirkung auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen und die mehr wirtschaftspolitischen Entscheidungen anlangt, wieder ausschließlich in die Hand der Arbeitgeberverbände und der sonstigen Unternehmerorganisationen zurück. Jeder Überschätzung der tatsächlichen Entfaltung der Arbeitsgemeinschaften, die niemals dem vorgesteckten Ziel halbwegs nahekommen, ist wegen dieses Umschlags mehr denn je der Boden entzogen.

Immerhin, auch nicht unterschätzen sollte man die gegenseitige Einflußnahme, wie sie durch ein regelmäßiges geordnetes Zusammenwirken und Aufeinanderangewiesensein erzeugt wird. Der Reichswirtschaftsrat mit seinem ziemlich kunterbunten Nebeneinander von allerlei Arbeiter- und Unternehmervertretern bietet hier gar keinen Ersatz, denn er nimmt nur Stellung zu schwebenden Gesetzentwürfen und allgemeinen Reformen, jedoch nicht zu den Problemen der einzelnen Produktionszweige und Berufe.

Und wir vergessen zu leicht, daß im kritischen März 1920 die Arbeitsgemeinschaft für den Ruhrkohlenbergbau nicht bloß »entschieden jeden Versuch einer gewaltsamen Regierungs- und Verfassungsänderung und die jetzigen Vorgänge in Berlin verurteilte« sondern auch die »Sperrung oder Kürzung der Kohlenlieferung an solche Gebiete« beschloß, »die sich nicht auf den Boden der Reichsverfassung stellen.«⁶ Und der Zentralvorstand der Zentralarbeitsgemeinschaft »bedauerte« damals, »daß durch eine Verkettung von Umständen es nicht möglich gewesen ist durch gemeinsames »Vor gehen . . . dem Kapp-Lüttwitz-Putsch ein sofortiges Ende zu bereiten«.

In alledem spiegelt sich nicht bloß eine zeitweilig willenslose Angstpolitik wider, sondern zugleich eine durch Aussprache und Verständigung geförderte Annäherung und Abschleifung der Anschauungen. Denn die *Gewerkschaften* lernten ihrerseits gleichfalls *Produktionsnotwendigkeiten* berücksichtigen, selbst wenn diese dem an sich so berechtigten Streben nach kürzerer Arbeitszeit und sonstigen Verbesserungen der Arbeitsbedingungen entgegenliefen. Der Aufruf an die Bergarbeiter vom Frühjahr 1919 der Verringerung der Kohlenförderung und der Kohlennot Einhalt zu gebieten ist Zeugnis für diese wechselseitige Aufklärung:

»Der Vorstand der Zentralarbeitsgemeinschaft kann angesichts der bestehenden wirtschaftlichen Notlage, die insbesondere durch die Minderförderung von Kohle mit herbeigeführt ist, sich nicht für eine weitere Verkürzung der Schichtdauer von 7 auf 6 Stunden für die bergbaulichen Betriebe aussprechen . . . Eine solche Frage ist . . . nur auf dem Wege internationaler Verständigung der Lösung entgegenzuführen . . . Wir sind sogar verpflichtet der Befürchtung Ausdruck zu geben, daß, wenn nicht durch eine weitere Erhöhung der Kohlenförderung Möglichkeiten zu umfassenderen Arbeiten der Industrie und Beschaffung der erforderlichen Hausbrandkohle gegeben werden, die geradezu unerträglichen uns aufgezwungenen Friedensbedingungen zum Ruin unserer gesamten Wirtschaft führen werden.«

Hugo Stinnes hat für den Wert und die Pflege der paritätischen Sozialorganisation, wie sie in den Arbeitsgemeinschaften gedacht war, nochmals in Wilhelmshaven demonstriert. Der Reichspräsident hat ihm zur Seite gestanden. Aber die Unternehmerschaft als Ganzes hat sich wenig für die Demonstration erwärmt, und die Gewerkschaften fehlten ganz. Notwendig war dieses Versickern im Sande kaum, und erfreulich ist es auf keinen Fall.

6) Siehe das Jahrbuch des Verbandes der Bergarbeiter für 1920 /Bochum 1921/, Seite 130 ff.

HEINRICH STÖHMER · DIE DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTEN NACH DEM KRIEG



Um die deutsche Gewerkschaftsbewegung richtig zu beurteilen, muß man auf ihre Anfänge zurückgehen. Die allererste Statistik der Generalkommission berichtet uns, daß 1891 in 62 Zentralverbänden 277 659 Mitglieder vereinigt waren. Darauf folgten einige Krisenjahre des Stillstands und sogar eines, wenn auch unbedeutenden Mitgliederrückgangs. Im Jahr 1904 war die erste Million Mitglieder um ein wenig überschritten. In diese Zeit fällt der Kampf mit den staatlichen Behörden und der mit dem Indifferentismus der Gewerkschaftsmitglieder. Dann begann die Aufwärtsbewegung, und diese war bis zum Ende des letzten Friedensjahrs, 1913, so weit vorgeschritten, daß in 47 Verbänden 2 548 763 Mitglieder verzeichnet werden konnten. Das Jahr 1919 sah bereits eine Mitgliederzahl von 5 479 073, die in 52 Verbänden organisiert waren, einen Etat von insgesamt rund 250 Millionen Mark und einen Kassenbestand von 133 180 000 Mark (ohne den Kassenbestand des Metallarbeiterverbands, der nicht angegeben war). Im Jahr 1920 war die Zahl der Mitglieder auf 7 890 102 gestiegen, davon 1 710 761 weibliche. Der Gesamtetat belief sich auf rund 750 Millionen Mark, und es war, ohne den des Landarbeiter- und Metallarbeiterverbands, ein Kassenbestand von 268 469 522 Mark vorhanden. Die Ausgaben für Streiks und Aussperrungen betragen 1920 102 784 918, für Arbeitslosenunterstützung 53 555 538, für Krankenunterstützung 35 474 205 Mark; die Summe der gesamten Unterstützungen betrug 108 549 907 Mark.

In dem genannten Jahr, 1920, waren an Lohnbewegungen 13 043 928 Personen beteiligt. Im Jahr 1919 wurden in 11 501 Fällen für 4 600 879 Personen, im Jahr 1920 in 10 739 Fällen für 5 099 715 Personen Tarifverträge abgeschlossen. Die *Lohnerhöhungen* betragen 1919 für 6 470 960 Beteiligte 144 337 487 Mark; das sind für jede Person 22,31 Mark pro Woche. 1920 betragen sie 608 159 858 Mark für 11 357 813 Beteiligte, das sind für jede Person 53,55 Mark pro Woche. Für 1921 ist die Statistik bisher noch nicht veröffentlicht worden, doch werden die in Vergleich zu stellenden Ziffern bedeutend höher sein, da die Teuerung noch schnellere Fortschritte gemacht hat. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sich die Lebenslage der Arbeiter und Arbeiterinnen durch diese Lohnerhöhungen erheblich gebessert hätte. Die Zahlen ergeben nur einen Anhalt dafür, welche Anstrengungen nötig waren, um die Löhne einigermaßen mit der fortschreitenden Teuerung in Einklang zu erhalten. Nun ist freilich nicht anzunehmen, daß die Löhne, auch wenn keine Organisation bestanden hätte, bei der rapiden Geldentwertung auf dem selben Stand geblieben wären. Aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob jeder einzelne Arbeiter und jede einzelne Arbeiterin für sich allein diese Lohnerhöhung hätte erkämpfen müssen, oder ob von der Organisation aus mit oder ohne Streik für die Masse der Gewerkschaftsmitglieder den Arbeitgebern diese Zugeständnisse abgerungen werden konnten. Diese Einsicht im Verein mit der herrschenden Notlage führte den Verbänden denn auch die früheren Indifferenten in größeren Massen als Mitglieder zu. Die Befürchtung, der Klassenkampf möchte abgeschwächt werden, ist schon deshalb grundlos, weil man auf der Gegenseite, bei den Unternehmern, schon vielfach wieder zu der Taktik der Aussperrungen zurückgekehrt ist.

Nun erschöpft sich die Tätigkeit der Gewerkschaften aber keineswegs mit den Lohnbewegungen. Sie haben vor allem auf einem Gebiet, das der Außenstehende vielleicht wenig beachtet: auf dem der *Bildungsbestrebungen*, Beträchtliches geleistet. Waren diese anfangs mehr allgemeiner Art, so ist in den letzten Jahren das Augenmerk der Gewerkschaften auf ein ganz bestimmtes Gebiet gelenkt worden. Es wurden Betriebsräteschulen errichtet, um den von ihren Arbeitskollegen gewählten Betriebsräten die für ihre Tätigkeit so notwendige wirtschaftliche Schulung zu vermitteln. Freilich ist das erst ein Anfang. Das Tätigkeitsfeld, das sich auf diesem Gebiet den Gewerkschaften darbietet, läßt sich vorläufig in seiner Weite und Ausdehnung noch nicht genau übersehen. Aber auch von diesen neuen Aufgaben abgesehen, sind die Bildungsmöglichkeiten für die heranwachsende Jugend im allgemeinen bedeutend erweitert worden. Das geschah in der richtigen Erkenntnis, daß in der Bewegung der Jugend die Zukunft gehört, daß sie allein als Trägerin einer spätern besser organisierten Wirtschaftsordnung in Betracht kommt. So dienen Betriebsrätezentrale, Betriebsrätezeitung, Jugendzentrale, Arbeiterinnensekretariat, Gewerkschaftliche Frauenzeitung und andere von den einzelnen Gewerkschaften oder dem Gewerkschaftsbund geschaffenen Einrichtungen alle dem Bestreben Aufklärung und Bildung zu verbreiten und zu fördern. Und hierbei wird, je länger je mehr, der Produktionsgedanke zur Auswirkung kommen. Dadurch erst werden die Gewerkschaften sich als das wahrhaft gemeinschaftsbildende Element erweisen. Jedoch nicht um die Organisation der gelernten und qualifizierten Arbeiter allein war es der deutschen Gewerkschaftsbewegung zu tun, sondern von allem Anfang an hat sie sich auch der Organisation der ungelerten Arbeiter wie der der Arbeiterinnen angenommen und hier Hervorragendes geleistet. Die Landarbeiter mit 680 174 Mitgliedern, die Fabrikarbeiter mit 677 465 und die Textilarbeiter mit 656 849, einschließlich der 430 350 Textilarbeiterinnen, 187 412 Fabrikarbeiterinnen und 170 043 Landarbeiterinnen, sind nach dem Metallarbeiterverband mit seinen 1 403 149 männlichen und 173 491 weiblichen Mitgliedern die stärksten im Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbund zusammengeschlossenen Gewerkschaften. Das sind Zahlen, die früher die kühnsten Optimisten wohl kaum zu erreichen hofften.

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war die Frage, ob die Gewerkschaften sich überhaupt sozialpolitisch betätigen sollten, hart umstritten. Die Gewerkschaftsbewegung kümmerte sich nicht um diese Auseinandersetzungen, sie ergriff kühn die *Sozialpolitik* und hat in den letzten Jahren gerade auf diesem Gebiet große Leistungen aufzuweisen. Heute wird kaum eine Gesetzesvorlage eingebracht, ohne daß die Regierung sich vorher mit den Gewerkschaften in Verbindung gesetzt und ihr Gutachten eingeholt hätte. Aber auch auf die Gestaltung unserer *Wirtschaft* suchen die Gewerkschaften nun den ihnen gebührenden Einfluß auszuüben. Zu diesen Bestrebungen gehört die bei Beendigung des Krieges ins Leben gerufene und heute noch arg angefochtene Zentralarbeitsgemeinschaft, ohne die die Demobilmachung in so kurzer Zeit wohl kaum hätte durchgeführt werden können. Wie hätte ferner ohne die Mitwirkung des Bergarbeiterverbands die Lieferung von Kohlen an die Entente, an unsere Eisenbahnen und unsere Industrie erfolgen können? Diese Einflußnahme der Gewerkschaften auf die Wirtschaft kommt auch in der Mitwirkung von Gewerkschaftsvertretern im Vorläufigen Reichswirtschaftsrat zum Ausdruck. Gegen die uns von der Entente auferlegten

Friedensbedingungen hat sich der Vorstand des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes mit einem Aufruf an die Arbeiter der ganzen Welt gewandt; auch für die Unterstützung der notleidenden russischen Bevölkerung hat er sich ins Zeug gelegt. Zu erwähnen ist hier auch noch die Unterstützung und Teilnahme an der Tätigkeit des Internationalen Arbeitsamts in Genf, ferner der Versuch die internationalen Beziehungen der Gewerkschaften aller Länder wiederherzustellen. Aber auch innerhalb Deutschlands sind die Gewerkschaften es gewesen, die nach der Zersplitterung der politischen Arbeiterbewegung trotz allen Stürmen die Einheit aufrechterhalten haben. Wie sie es auch gewesen sind, die unter Führung Carl Legiens, 1920 beim Lüttwitzputsch, durch ihr einmütig geschlossenes Auftreten die Republik gerettet haben, als sie in Trümmer zu gehen drohte. So kann ohne Überhebung festgestellt werden, daß eine starke Gewerkschaftsbewegung sich als die Erhalterin und Bewahrerin der *staatlichen Ordnung* erwiesen hat. Die Gewerkschaftsführer sind in ihrer Mehrzahl der Lehre treu geblieben, daß wirtschaftliche Umwälzungen nicht wie politische über Nacht herbeigeführt werden können, daß wirtschaftliche Entwicklungen langsam vor sich gehen und sorgfältig vorbereitet werden müssen, noch dazu in einer Zeit, wo ohnehin die ganze Volksgemeinschaft stark um ihre Existenz zu ringen hat. Der "radikale" Teil der gewerkschaftlich organisierten Mitglieder ist freilich mit dieser Anschauung nicht einverstanden und steht zu den verantwortlichen Gewerkschaftsleitungen in dauernder Opposition, weil er glaubt den Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung anders, und zwar nach dem Rezept und Vorbild der russischen Bolschewisten meistern zu können (unbekümmert darum, daß der Bolschewismus ja sachlich längst erledigt ist, wengleich er durch die Unterstützung des interessierten Auslands noch immer seine Herrschaft über das unglückliche russische Volk fortsetzen kann).

Der bevorstehende Gewerkschaftskongreß in Leipzig wird sich mit allen hier angedeuteten Angelegenheiten zu beschäftigen haben. Wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, daß er, gestützt auf den gesunden Sinn der deutschen Arbeiterklasse, seine Aufgaben mit Sachkunde angreifen und ihre Lösung anbahnen wird. Aus der Vergangenheit der deutschen Gewerkschaftsbewegung ergeben sich, wenn man sie richtig erfaßt, von selbst die richtigen Lehren für ihre Zukunft.

GERTRUD HANNA · DIE ARBEITERIN IN DER GEWERKSCHAFT

SITDEM im Jahr 1917 in einer Reihe von Artikeln der Sozialistischen Monatshefte Arbeiterinnenfragen besprochen wurden, hat unser Wirtschaftsleben Veränderungen erfahren, die ganz besonders den im Erwerbsleben stehenden Frauen fühlbar geworden sind. Diese Veränderungen haben in Verbindung mit der politischen Umgestaltung die Frauen etwas aus ihrer bis dahin gewahrten Reserve herausgebracht und sie gezwungen größern Anteil an den gewerkschaftlichen Bestrebungen zu nehmen als dies früher der Fall war. Zahlenmäßig kommen diese Veränderungen in den Mitgliederziffern der Gewerkschaften zum Ausdruck. Den freien Gewerkschaften gehörten bei Beginn des Krieges 223 000 Arbeiterinnen an. Die weiblichen Gewerkschaftsmitglieder bildeten damals zirka 9 % der Gesamtmitgliederzahl.

Während des Krieges ging zunächst die Zahl der weiblichen Mitglieder stark zurück, trotz der Zunahme der Zahl der weiblichen Arbeitskräfte in nahezu allen Berufen. Sie stieg dann langsam bis auf rund 380 000 im Oktober 1918. Nach dem 9. November 1918 begann dann eine sprunghafte Aufwärtsbewegung der Mitgliederzahlen in den Gewerkschaften. Am 31. Dezember 1918 waren bereits 676 000 weibliche Mitglieder vorhanden. Diese Zunahme war zum Teil eine Folge der Steigerung der Lebensmittelpreise, die Lohnbewegungen unumgänglich machten, sie war aber auch eine Folge der Erregung, die die Ereignisse nach dem 9. November in der Bevölkerung ausgelöst hatte. Die Mitglieder strömten in Scharen den Gewerkschaften zu. Diese wußten in den ersten Monaten nach der Revolution nicht, woher sie die Kräfte und die Räume nehmen sollten, um die auf sie einströmenden Arbeiten zu bewältigen.

Vielfach ist gesagt worden, die Arbeiterschaft hätte die Revolution zu einer Lohnbewegung degradiert. Dieser Vorwurf ist nur zum Teil berechtigt. Während des Krieges waren die Löhne einer großen Zahl von Berufsgruppen nicht den Preissteigerungen gefolgt. Auf die Dauer ließ sich dieser Zustand nicht aufrechterhalten. Außerdem stiegen die Preise nach der Revolution ununterbrochen. Das zwang die Arbeiterschaft Lohnerhöhungen zu fordern, die nicht von selber bewilligt wurden. Daß die Gewerkschaften nahezu ihre gesamte Kraft den sich geradezu ununterbrochen ablösenden Lohnbewegungen widmen mußten, ist von niemand mehr bedauert worden als von den an leitender Stelle stehenden Gewerkschaftsmitgliedern. Diesen zeigte sich nahezu täglich, wie notwendig aufklärende Arbeit an den vielen neugewonnenen Mitgliedern sein würde; doch mußte diese unterbleiben, weil die verfügbaren Kräfte nicht ausreichten.

Zu einem erheblichen Teil wurde diese notwendige Erziehungsarbeit freilich auch durch die Bruderkämpfe in der Arbeiterschaft verhindert, die bekanntlich in der ersten Zeit nach der Revolution mit besonderer Erbitterung geführt wurden; sie sind aber zum Teil auch den Maßnahmen geschuldet, die vor dem Krieg und während des Krieges eine friedliche Entwicklung der Arbeiterorganisationen verhindert hatten. Die Folgen dieser kurzsichtigen Politik der politischen und wirtschaftlichen Machtfaktoren der Vorkriegszeit haben die Gewerkschaften nach der Revolution bis zur Neige auskosten müssen. Jetzt gebärdeten sich diejenigen am radikalsten, die vor der Revolution, als Mut und überlegenes Handeln Vorbedingung zur Führung einer Arbeiterorganisation und zur Erringung von Erfolgen waren, nicht einmal gewagt hatten die Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft zu erwerben oder sich offen als Mitglied zu bekennen. Zum Teil taten sie es aus Unkenntnis über die Machtfaktoren, die der Erfüllung der fast ausnahmsweise berechtigten, zum mindesten aber verständlichen Arbeiterforderungen entgegenstanden, zum andern Teil, um aus parteipolitischen Gründen die sich jenen Forderungen widersetzenen erfahreneren Führer der Gewerkschaften unmöglich zu machen, ja die Gewerkschaften selbst zu vernichten. Die radikale Phrase findet immer Anhänger, und die Menschen sind in ihrer Mehrzahl weit eher geneigt einem Vernichtungsurteil zuzustimmen als einem Urteil, das geleistete Arbeit und ihre Erfolge würdigen will. Deshalb war es wohl verständlich, daß in einer Zeit, die wohl jedem einzelnen Grund zur Klage und zur Unzufriedenheit gegeben hat und noch

gibt, es nur sehr schwer, wenn überhaupt, möglich war Verständnis für Maßnahmen zu erwecken, die für die davon Betroffenen unbedingt eine Schädigung darstellten, in Rücksicht auf die außerordentlichen Verhältnisse aber nicht entbehrt werden konnten, sowie Vertrauen zu denjenigen, die sie befürworteten oder an ihrer Durchführung beteiligt waren.

Zu diesen Maßnahmen zählen in erster Linie die Vorschriften über die Freimachung von Arbeitsplätzen, die besonders bei den weiblichen Arbeitskräften starken Widerspruch hervorriefen, und die in hohem Maß benutzt wurden, um die Arbeiterinnen gegen die Gewerkschaften beziehungsweise ihre jetzige Leitung aufzubringen. Diese Bestimmungen, die zur Entlassung zahlreicher Frauen geführt haben, sind von den Gewerkschaften nicht gefordert worden. Gewerkschaftsvertreter, unter anderen die Schreiberin dieses Aufsatzes, haben von Anfang an und wiederholt auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die sich bei der Durchführung der Bestimmungen ergeben müßten, und haben versucht Sicherheiten für objektive Anwendung zu erhalten. Die Motive, die zu den Verordnungen geführt haben, waren gutzuheißen. Es sollte, um nach Rückkehr der Kriegsteilnehmer aus dem Feld einen Kampf um den Arbeitsplatz zwischen den Kriegsteilnehmern und denjenigen Männern und Frauen zu verhindern, die inzwischen an die Arbeitsplätze gekommen waren, zwangsweise eine Entlassung eines Teils der Arbeitskräfte nach sozialen Gesichtspunkten erfolgen. In allen Vorschlägen, die nach dieser Richtung vom Kriegsamt, von Sozialpolitikern, bürgerlichen Frauenvereinen usw. gemacht wurden, und die sich zu Eingaben an die Regierung verdichteten, wurde übereinstimmend nahezu an erster Stelle die Entlassung derjenigen verheirateten Frauen gefordert, deren Männer in Arbeit standen. Das war volkswirtschaftlich richtig gedacht: in Hinblick auf die zu erwartende Arbeitslosigkeit und in Berücksichtigung der Tatsache, daß andernfalls ganze Familien ohne jeden Arbeitsverdienst sein würden, während in anderen Familien Mann und Frau arbeiteten, ohne daß vielleicht beide auf die Erwerbsarbeit angewiesen waren. Die Vorschläge sollten die schlimmste Not in der Übergangszeit lindern. Sie entsprangen den selben oder doch ähnlichen Gesichtspunkten, aus denen heraus schon des öftern, und auch nach der Revolution, Gewerkschaften es ihren Mitgliedern zur Pflicht gemacht hatten an einigen Tagen der Woche zu feiern oder nur eine bestimmte, verkürzte, Stundenzahl am Tag zu arbeiten, um arbeitslosen Kollegen Gelegenheit zu geben auch etwas zu verdienen. Die große Not einer bestimmten Schicht sollte dadurch verringert werden, daß viele daran mittrugen. (Daß das nur eine provisorische Maßnahme sein kann, und daß eine wirkliche Produktionspolitik andere Wege gehen wird, braucht hier nur nebenbei erwähnt zu werden.)

Die während der Sommermonate des Jahres 1918 bekannt gewordenen und fast wörtlich übereinstimmenden Vorschläge der schon genannten Vereine und Persönlichkeiten usw. wurden übernommen von den Verordnungen über die wirtschaftliche Demobilmachung vom 7., 12. und 27. November 1918 und von der Verordnung vom 28. März 1919, die inzwischen einige Änderungen erfahren hat und nur noch in größeren Städten und bei einer bestimmten Arbeitslosigkeit angewendet werden darf. Die Verordnungen sollten nicht einseitig auf die Frauen angewendet werden und nicht, ohne daß vorher die Einzelfälle nach Möglichkeit untersucht worden waren. In der Tat sind die Frauen aber die am meisten Leidtragenden gewesen. Gestützt

auf die Vorschriften wurde bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit, solange die große Arbeitslosigkeit anhielt, nicht selten rücksichtslos die Entlassung von verheirateten Frauen gefordert mit der altherwürdigen Begründung: die Frau gehöre ins Haus, und das ohne Rücksicht darauf oder ohne auch nur danach zu fragen, ob für den Unterhalt der Frauen gesorgt war, und manchmal auch ohne Rücksicht darauf, ob wirklich an die Stelle der entlassenen Frau jemand eingestellt wurde; der Platz blieb oftmals ganz frei. Eine solche Anwendung der Vorschriften, nicht selten veranlaßt durch organisierte Arbeiter, lag nicht in der Absicht der Urheber und nicht im Interesse der Arbeiterklasse, vor allen Dingen nicht im Interesse der Gewerkschaften. Diese haben denn auch wiederholt, unter anderem auf dem Gewerkschaftskongreß in Nürnberg /1919/, in einer einstimmig und unter Beifallsbezeugungen angenommenen Resolution erklärt, daß Entlassungen aus frauenfeindlichen Gründen nicht vorgenommen werden dürfen. Beabsichtigt war die Freimachung von Arbeitsplätzen von *Männern und Frauen*, die nicht unbedingt auf den Arbeitsverdienst angewiesen waren, zugunsten in erster Linie von arbeitslosen Kriegsteilnehmern, aber auch anderen Personen (Männern und Frauen), die den Arbeitsverdienst dringend brauchten.

Die Durchführung dieser Absicht war freilich nicht leicht, und auch die sinngemäße Anwendung hätte und hat zu Klagen über rigores Vorgehen Anlaß gegeben, das sich mit dem den Staatsbürgern allgemein und jetzt auch der Frau durch die Revolution gegebenen gleichen Recht nicht vertrage. Das wäre anders gewesen, wenn die Demobilmachungsämter überall mit den Arbeitervertretern unter Beteiligung auch der Arbeiterinnen verständnisvoll zusammengewirkt hätten. Die Präsentierung und Ernennung der Mitarbeiter aus Arbeiterkreisen für diese Aufgaben gewerkschaftlicher Tätigkeit erfolgte meist aber in einer Zeit, als auch die Gewerkschaftsversammlungen Tummelplätze leidenschaftlichster Kämpfe gegen politisch Andersdenkende waren, aus denen sich dann die ruhigen und sachlich orientierten Elemente mehr und mehr zurückzogen. So blieb die Vertretung gewerkschaftlicher und persönlicher Interessen in der Regel Personen überlassen, die über keine oder nicht ausreichende gewerkschaftliche Erfahrung und Schulung verfügten, und hieraus erklärt sich das Verhalten manches Arbeitervertreters zu der Frage der Entlassung weiblicher Arbeitskräfte. Drollig war es allerdings, daß den Gewerkschaften und ihren Vertretern in der Öffentlichkeit dann von Angehörigen der politischen Parteien Vorwürfe gemacht wurden, deren Anhänger in der Regel die falsche Anwendung der Demobilmachungsvorschriften verschuldet hatten.

Daß in einer Zeit, in der ein Kampf gegen die Frauenarbeit geführt wurde, wie er seit Jahrzehnten in der Arbeiterbewegung nicht mehr üblich war, die Heranziehung von Frauen zu den gewerkschaftlichen Aufgaben nicht gerade erfolgreich war, ist wohl verständlich. Frauen finden sich ohnehin schon nur höchst selten bereit einen Posten zu übernehmen. Die verheirateten Frauen haben dazu auch wohl kaum Zeit. Die Frauen lehnen aber nicht allein aus wirklichem Mangel an Zeit die Übernahme von Arbeiten für die Allgemeinheit ab, sondern namentlich auch deshalb, weil sie kein Vertrauen zur eigenen Kraft haben. Auch der erfolgreichen Propaganda für den Beitritt der Arbeiterinnen zu den Gewerkschaften war dieser Kampf nicht günstig. Um so mehr muß es die Gewerkschaften und die Freunde der Gewerkschaftsbewegung erfreuen zu hö-

ren, daß trotz allen Schwierigkeiten, die die Gewerkschaften zu überwinden hatten, die Zahl der weiblichen Mitglieder von Jahr zu Jahr gestiegen ist. Die dem Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbund angeschlossenen gewerkschaftlichen Zentralverbände zählten am Schluß des Jahres 1921 1 618 296 weibliche Mitglieder, obgleich ihm durch die Abtretung einiger Organisationen an den Allgemeinen freien Angestelltenbund rund 150 000 weibliche Mitglieder verloren gingen. Von den dem Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbund angeschlossenen Verbänden haben nur 10 Verbände keine weiblichen Mitglieder; es sind dies die Verbände der Asphaltreure, Bauarbeiter, Buchdrucker, Dachdecker, Feuerwehrmänner, Kupferschmiede, Poliere, Schiffszimmerer, Schornsteinfeger und Steinsetzer, also Organisationen für Berufsgruppen, in denen Frauenarbeit nicht üblich, auch nicht wünschenswert und zum Teil gesetzlich verboten ist. Auf die einzelnen Verbände verteilen sich die weiblichen Mitglieder wie folgt: Am 31. Dezember hatten die Bäcker und Konditoren 38 449 weibliche Mitglieder, die Bekleidungsarbeiter 75 143, die Bergarbeiter 1 838, die Böttcher 532, die Brauerei- und Mühlenarbeiter 5 830, die Buchbinder 62 379, die Chorsänger 2 707, die Eisenbahner 3 820, die Fabrikarbeiter 187 412, die Film- und Kinoangestellten 1 639, die Fleischer 1 827, die Friseurgehilfen 1 126, die Gärtner 3 836, die Gemeinde- und Staatsarbeiter 53 383, die Glasarbeiter 12 848, die Glaser 36, die graphischen Hilfsarbeiter 30 424, die Hausangestellten 13 540, die Holzarbeiter 42 109, die Hotel-, Restaurant- und Caféangestellten 26 605, die Hutmacher 18 655, die Kürschner 5 875, die Landarbeiter 170 043, die Lederarbeiter 8 503, die Lithographen 324, die Maler 420, die Maschinisten 136, die Metallarbeiter 173 941, die Musiker 1 518, die Porzellanarbeiter 28 578, die Sattler, Tapezierer, Portefeuille 7 809, die Schuhmacher 45 380, die Schweizer 41, die Steinarbeiter 857, die Tabakarbeiter 101 292, die Textilarbeiter 430 350, die Töpfer 590, die Transportarbeiter 58 490 und die Zimmerer 11. Diese Mitgliederzahl und vor allen Dingen ihre Stabilität kann nicht damit begründet werden, daß ein Austritt aus der Organisation heute wegen des Terrors, der von den Mitgliedern geübt wird, nicht möglich ist. Es muß doch in den Kreisen der Arbeiterinnen der Gedanke von der Notwendigkeit gewerkschaftlichen Zusammenschlusses Fuß gefaßt haben, und das ist auch in der Tat der Fall. Erleichtert wird natürlich diese Erkenntnis heute durch die häufigen Lohnbewegungen, die wegen der ständig steigenden Preise geführt werden müssen. Die Stabilität der Mitgliederziffern und vor allen Dingen die steigende Anteilnahme an den gewerkschaftlichen Veranstaltungen und Arbeiten zeigen, daß doch ein innerer Zusammenhalt zwischen weiblichen Arbeitskräften und Gewerkschaften vorhanden ist, der erfreulicherweise ständig wächst, wenn er heute auch noch nicht einen verhältnismäßig großen Teil der weiblichen Mitglieder erfaßt hat. Wir finden jetzt schon in nahezu sämtlichen Verwaltungsstellen der Gewerkschaften weibliche Mitarbeiter und oftmals auch Frauen in leitenden Stellungen. Der Verband der graphischen Hilfsarbeiter veröffentlichte über diese Mitarbeit kürzlich folgende Zahlen: In 48 Ortsverwaltungen (bei insgesamt 239) haben weibliche Mitglieder die Posten des Vorsitzenden oder des Kassierers inne; unter den 38 Angestellten des Verbandes sind 6 Frauen. Auch der Textilarbeiterverband hat zahlreiche weibliche Angestellte, und viele Frauen betätigen sich in ihm ehrenamtlich als Organisationsfunktionäre.

Die Passivität der Frauen in der Organisation wie überhaupt im öffentlichen Leben hat ihre Ursache in der besondern Geistesart der Frau, die durch ihre Willensrichtung bedingt ist, und auch in ihrer Stellung im Produktionsprozeß. Die Frauen betrachten mit wenigen Ausnahmen die Zeit, in der sie erwerbstätig sind, immer noch als vorübergehend, ihr Ziel ist die Ehe als Versorgung, und die Mehrzahl der jungen Mädchen hofft noch heute darauf, obgleich der Kreis derjenigen, die in der Ehe tatsächlich die Versorgung finden, auch abgesehen von den Fällen, wo die Männer früh sterben, immer kleiner wird. Deshalb bringen sie ihrer Arbeit nicht das Interesse entgegen, das in viel höherm Maß bei Männern, auch schon bei ganz jungen Burschen, anzutreffen ist. Es kommt noch dazu, daß die Arbeit, die den Frauen im Gewerbe heute zugewiesen wird, zumeist als geringerwertig im Verhältnis zu der von den Männern verrichteten angesehen wird. Diese Einschätzung spielt eine große Rolle. Denn vorläufig ist es noch so, daß man die verschiedenen Tätigkeiten nach ihrem materiellen Inhalt klassifiziert. Die einzig ethische Auffassung, daß es nicht auf das Was sondern auf das Wie der Arbeit ankommt, daß das Verhältnis des Menschen zu dem, was er zu leisten hat, das Entscheidende ist, und daß jede Arbeit, mag sie noch so "untergeordnet" und eintönig sein, dadurch, daß eine Gemeinschaftspflicht mit ihr erfüllt wird, ihrem Träger erst die wirkliche menschliche Würde gibt, ist heute noch weit entfernt Gemeingut der Arbeitenden zu sein. Wie sollte sie es auch in einer Gesellschaft, in der die Arbeit nicht dem Pflichtgebot des Schaffens sondern der bitteren Notwendigkeit der Bedarfsbefriedigung entspringt, und wo der Mensch den Menschen ausbeutet? Aber gerade um zu einer höhern Gesellschaftsform zu kommen, ist es notwendig, daß alle Produzierenden den Sinn der Produktion selber erfassen. Dies zu bewirken wird die Aufgabe einer intensiven gewerkschaftlichen Erziehung sein, die in Zukunft mehr als bisher die Produktionsidee in den Mittelpunkt ihres Programms wird stellen müssen. Diese Idee wird in steigendem Maß, den Erfordernissen der Gemeinschaft entsprechend, auch die weiblichen Arbeiter erfassen, das heißt diejenigen Frauen, die im Produktionsprozeß stehen, auch geistig zu Mitträgern der Produktion machen. Die Arbeit, die eine Reihe von Frauen bereits heute im Dienst der Allgemeinheit, in den Gewerkschaften, verrichtet, zeigt den Weg, den, wie wir hoffen, die gesamte Arbeiterinnenbewegung nehmen wird.

SIR WALTER RALEIGH · UNSER LEBEN · ÜBER- TRAGEN VON MAX HOCHDORF



WAS ist das Leben? Spiel der Leidenschaft.
Was ist das Glück? Musik nur, schnell errafft.
Dieweil der Mutterschoß noch schwer dich hält,
Wirst du für die Komödie schon gestellt.

Der Zuschauer da oben sieht sich's an,

Gibt jedem schlechten Spiel die Rüge dann.

Das Grab, das uns vom Sonnenglanze trennt,

Ist wie der Vorhang, wenn das Spiel zu End.

So ziehen spielend wir zur Ruh die Straß'.

Doch ernst ist unser Tod. *Er* ist kein Spaß.

ADOLF BEHNE · JUNGE FRANZÖSISCHE ARCHITEKTUR



LE Corbusier-Saunier, der Architekt, identisch mit Charles Edouard Jeanneret, dem puristischen Maler, ist einer der regelmäßigen Mitarbeiter des *Esprit Nouveau*, und *L'Esprit Nouveau* ist eine vorbildliche europäische Zeitschrift. Diese »revue internationale illustrée de l'activité contemporaine« hat ein bestimmtes Programm: »Es gibt einen neuen Geist, das ist der Geist der Konstruktion und der Synthese, der durch eine klare Zielsetzung bestimmt wird. Was man auch von diesem Geist denke, er bewegt heute den größten Teil der menschlichen Energieen. Eine große Epoche kündigt sich an.« Es ist wundervoll, mit welcher Sicherheit und Konsequenz der konstruktive und synthetische Gedanke hier vertreten wird. Mit Leidenschaft wendet er die Aufmerksamkeit allem Neuen zu: in der Technik, der Wissenschaft, der Kunst. Es gilt hier für selbstverständlich, daß das Neue unser lebendigster Besitz ist. Aber die Schriftsteller des *Esprit Nouveau* wissen, daß das Neue wenig bedeutet, wenn es nichts weiter sonst ist als Neuigkeit, Aktualität und Modernität; sie wissen, daß alles fruchtbare Neue in der Vergangenheit vorbereitet ist. Gefühl für lebendige Tradition und Gefühl für das Morgen durchdringen sich hier vollkommen. So steht in jedem Heft dieser Zeitschrift neben einem Aufsatz über einen lebenden Künstler (Picasso, Braque, Ozenfant, Jeanneret und andere) ein Aufsatz über einen der großen Ahnen. Und eben die sichere, klare Bestimmung der Ahnen ist bewundernswert (Fouquet, die Brüder Le Nain, Poussin, Ingres, Corot, Seurat, Cézanne). Die Einheit, die Gesundheit, die einem klaren Willen entspringende sichere Tradition Frankreichs (und was anderes ist denn Tradition als ein klares, einheitliches Wollen der Generationen?) spricht aus dem *Esprit Nouveau* außerordentlich stark. Ein besonderes Wort gelte der Illustrierung und der gesamten Ausstattung. Sie ist einfach, aber schlagend, nie auf Wirkung sondern auf Deutlichkeit gestellt; ohne Schematismus, lebendig und ungewöhnlich. Hier bestimmt nur das geistige, aus der Verantwortung kommende Streben nach Klarstellung, Verdeutlichung, Mitteilung; auf Vornehmheit, Eleganz und äußere Wirkung, die nun einmal bei uns wichtiger sind als die Sache, wird hier nicht im geringsten Rücksicht genommen. Diese Zeitschrift hat einen Willen, und um diesen Willen zum Sieg zu führen, wählt sie die knappsten, schlagendsten, überzeugendsten Mittel. Das Resultat: eine prachtvolle Lebendigkeit.

Wollen wir uns über die Anschauungen und Absichten der jüngeren Künstler Europas unterrichten, so finden wir mehrere Zeitschriften von einwandfreiem strengen Charakter: *L'Esprit Nouveau* für Frankreich, *De Stijl* für Holland, *Ma* für Ungarn, *L'Objet* für Rußland. Eine deutsche Zeitschrift, die sich diesen vergleichen dürfte, fehlt. Wir haben den monumentalen Genius mit unerhörter Opulenz ausgestattet, ein gedrucktes Museum, das aber für das Wichtige stumm und tot ist. Das Kunstblatt bringt die neuen Franzosen, aber auch das Paradebett Gurlitts. Und der Sturm wird im Expressionismus genau so versteinern wie Kunst und Künstler im Impressionismus. Dafür ist genügend Beweis die Liste der entscheidenden neueren Künstler, die Herwarth Walden für den *Esprit Nouveau* aufstellte. »Wir sind ziemlich schlecht über den Expressionismus informiert«, schreibt die

Redaktion, »und im besondern kennen wir nicht seine großen Leute. Deshalb veröffentlichen wir gern diese Liste, die Walden, der einer seiner Chefs ist, aufgestellt hat.« In dieser Liste Waldens finden wir keinen der jüngeren deutschen Künstler, die über den Expressionismus Hausmarke Sturm hinausgehen, dafür aber selbstverständlich die expressionistischen Gernegroße Nell Walden, Bauer und Wauer. Vor allem aber verdient festgehalten zu werden, daß Herwarth Walden keinen nennt, der nicht Sturmkünstler wäre. »Sind alle Interessenten«, so fragt der *Esprit Nouveau*, »mit dieser Liste einverstanden?« Keineswegs. Diese Liste ist ein einfacher Verlagsprospekt, ein billiges Inserat.

Der Architekt Le Corbusier-Saugnier ist in den ersten 10 Heften des *Esprit Nouveau* mehrfach vertreten: mit 3 »Aufrufen an die Herren Architekten«, mit einer Aufsatzreihe Augen, die nicht sehen, und mit der Wiedergabe eines von ihm ausgeführten Landhauses durch Julien Caron.

Zunächst einiges aus den Aufrufen: »Architektur hat nichts mit Stilen zu tun. Louis XIV., XV., XVI. oder Gotik sind für die Architektur, was die Feder auf dem Kopf einer Frau: mitunter hübsch, aber nicht immer und niemals mehr. Die Architektur ist von gewichtigerm Wesen. Sie zieht die stärksten Begabungen durch ihre Abstraktion an. Die architektonische Abstraktion hat das Besondere und Große, daß sie in brutaler Dinglichkeit verwurzelt ist und diese vergeistigt. Denn die brutale Dinglichkeit ist nur die materielle Verwirklichung der möglichen Idee. Die brutale Dinglichkeit kann die Idee nur durch die *Ordnung* annehmen, die man ihr aufzwingt. Die Wirkungen der Architektur kommen aus elementaren unzerstörbaren physischen Bedingungen, die heute vergessen sind . . . Körper und Fläche sind die Elemente der Baukunst. Körper und Fläche werden bestimmt durch den Grundriß. Der Grundriß erschafft sie; um so schlimmer für die, die keine Phantasie haben . . . Die Architektur ist das wissende, präzise und große Spiel der Körper, die unter dem Licht vereint sind. Würfel, Kegel, Zylinder, Kugel und Pyramide sind die großen grundlegenden Formen, die das Licht gut enthüllt. Wir erhalten von ihnen ein klares und plastisches Bild, ohne Zweideutigkeit. Deshalb sind diese Formen schöne Formen, ja die *schönsten* Formen . . . Die ägyptische, griechische und römische Baukunst ist eine Architektur der Prismen, Würfel und Zylinder, der Dreiecke und Kugeln . . . Die gotische Baukunst ist in ihrem Grunde nicht auf Kugel, Kegel und Zylinder basiert. Deshalb ist eine Kathedrale nicht sehr schön, und deshalb suchen wir bei ihr Ergänzungswerte *subjektiver* Art, die außerhalb des bildnerischen Elements stehen. Die Kathedrale ist kein Werk bildender Kunst, sie ist ein Drama: Kampf gegen das Gesetz der Schwere, Angelegenheit der Gefühlssphäre. Die heutigen Architekten, verloren in die Schnörkel ihrer Zeichnungen, das Ornament, die Pilaster und die Bleistiftgiebel, haben das Arbeiten mit den grundlegenden Raumelementen nicht gelernt. Man hat es ihnen auf den Hochschulen nicht gezeigt. Ohne eine architektonische Idee zu verfolgen, nur geleitet von den Bindungen der Zweckberechnungen, die von den Gesetzen abgeleitet sind, die das Universum bewegen, und von dem Begriff eines lebendigen Organismus haben die modernen *Ingenieure* die grundlegenden Elemente angewendet, und indem sie sie nach festen Regeln aneinanderfügen, kommen sie den Werken großer Kunst nahe und lassen das Werk der Menschenhand mit der Ordnung des Weltganzen zusammenklingen . . . Wenn

die Architektur das wissende, präzise und große Spiel der Körper im Licht ist, so hat der Architekt zur Aufgabe die Flächen, die diesen Körper begrenzen, zur Lebendigkeit zu bringen, statt sie den Körper zerstören und fressen zu lassen, als Parasiten, die nur selbst gedeihen wollen . . . Eine Architektur: das ist ein Haus, ein Tempel, eine Fabrik. Die Wandfläche des Tempels oder der Fabrik ist im allgemeinen eine Mauer, die durch Türen und Fenster durchlöchert wird. Diese Löcher zerstören oft die Form. Es ist erforderlich aus ihnen *Formbetoner* zu machen. Wenn das Wesentliche der Architektur Kugel, Kegel und Zylinder ist¹, so sind die Erzeuger und Betoner der Form von reiner geometrischer Natur. Aber diese Geometrie entsetzt die heutigen Architekten.² Die glatten Flächen einer einfachen elementaren Form modellieren bedeutet sofort mit dem Raum in Konflikt geraten. Die Flächen zusammengesetzter und musikalisch empfunder Körper zu einander in Beziehung setzen bedeutet sie abstimmen und im Raum bleiben . . . Das Problem unserer Zeit und ihrer Ästhetik: alles führt auf die Wiederherstellung einfacher Räume: Straße, Fabrik, Magazin. Jedes Problem, das sich morgen ergeben wird, ist eine Aufgabe der Synthese, verlangt eine strengere Vereinheitlichung als irgendeine Zeit gekannt hat. Die Ingenieure von heute setzen sich mehr und mehr in Übereinstimmung mit den Grundsätzen, die einst Bramante und Raffael angewendet haben. Hören wir auf den Rat der amerikanischen Ingenieure, und fürchten wir die amerikanischen Architekten. Der Grundriß ist der Schöpfer. Wenn die Beziehungen der Massen und Räume zu einander in richtiger Proportion sind, übermittelt das Auge dem Gehirn entsprechende Erregungen, und der Geist empfängt die Genugtuung einer aufgerichteten Ordnung. Das heißt Architektur. Der gesamte Aufbau erhebt sich auf einem Fundament und entwickelt sich nach einem Gesetz, das durch den Grundriß dem Boden aufgezeichnet wird. Gute Formen, Wechsel der Form, Einheit geometrischer Natur: Übermittlung von Harmonieen, das heißt Architektur. Der Grundriß ist die Basis. Ohne Grundriß keine Größe der Erfindung und des Ausdrucks, kein Rhythmus, kein Volumen, kein Zusammenhang. Ohne Grundriß nur die den Menschen unerträgliche Empfindung des Formlosen, Dürftigen, Ungeordneten und Willkürlichen. Der Grundriß erfordert die aktivste Erfindung. Er erfordert zugleich die strengste Disziplin. Der Grundriß ist die Bestimmung über das Ganze; er ist das entscheidende Moment. Ein Grundriß ist nicht so nett zu zeichnen wie das Antlitz einer Madonna; er ist eine strenge Abstraktion, nichts als eine für das Auge trockene Mathematik. Die Arbeit des Mathematikers bleibt aber eine der höchsten Aktivitäten des menschlichen Geistes. Die Einheit des Gesetzes ist das Gesetz des guten Grundrisses, ein einfaches unendlich variables Gesetz. Der Rhythmus ist ein Gleichgewicht, das seinen Ursprung in einfachen oder komplizierten Symmetrieen oder in klugen Gegenwerten hat. Der Rhythmus ist eine Gleichung, entweder Gleichheit (Symmetrie, Wiederholung: ägyptische, indische Tempel) oder Ausgleichung von Gegenwerten (Kontraste: Akropolis von Athen) oder Abwandlung (Entwicklung: Hagia Sophia). Aber man hat seit 100 Jahren das Gefühl für den Grund-

1) Diese Formulierung wählt Le Corbusier-Saugnier sicherlich bewußt nach dem bekannten Ausspruch Cézanne's.

2) Derjenige europäische Architekt, der die Bedeutung des Geometrischen für die Architektur zuerst wiedererkannte, war *Berlage*; siehe seine Grundlagen und Entwicklung der Architektur /Berlin 1907/, dazu auch *Behne* Holländische Baukunst in der Gegenwart /Berlin 1921/.

riß verloren. Die großen Aufgaben von morgen, bestimmt durch die Notwendigkeiten der menschlichen Gesellschaft, gegründet auf Statistik und durchgeführt durch Berechnung, zwingen zu einer neuen Beschäftigung mit dem Grundriß. Die technische Gesinnung unserer Zeit, die rechnerisch und konstruktiv ist, ist reif für die Verwirklichung der Aufgaben.«

Le Corbusier-Saugnier weist hier auf einige Arbeiten französischer Architekten hin. Vor allem auf die Turmstadt Auguste Perrets, die in 6 Häusern eine Bevölkerung von 50 000 Menschen in gesunden Wohnungen aufnimmt. Jedes Haus zu 60 Stockwerken, 250 Meter hoch, 150 Meter im Geviert, Abstand von Turm zu Turm 300 Meter, in jedem Turm 2160 Wohnungen, von der 14. Etage an absolute Stille, Ruhe, Staublosigkeit; die Türme, umgeben von Gärten, Sportanlagen usw., zahlreiche Aufzüge. Ein Plan Le Corbusiers Les rues à rédents kommt aus dem Bestreben: Wohnhauskomplexe ohne Hofbildung zu schaffen, zu einer Lösung, die der hier besprochenen Adolfs Radings /Breslau/ sehr ähnlich ist.³⁾ »Die alten Grundlagen der Architektur sind dahin. Man wird die alten Wahrheiten nicht wiederfinden, bevor man die Grundlagen neu gelegt hat. 25 Jahre stehen vor uns, die mit der Schaffung der Grundlagen ausgefüllt sein werden. Eine Periode großer Probleme, großer ästhetischer Umstürze, Periode der Ausarbeitung einer neuen Ästhetik. Es gilt den Grundriß zu studieren, denn er ist der Schlüssel dieser Entwicklung.«

Wertvolle Ergänzungen bietet die Aufsatzreihe Augen, die nicht sehen. Le Corbusier-Saugnier zeigt gewählte Aufnahmen moderner Autos, Aeroplane, Schiffstypen usw.: Dinge, an denen die meisten Künstler und Ästhetiker vorbeisehen. Er sieht in ihnen mit Recht die bisher stärksten Beweise einer neuen Formschönheit und untersucht die Ursachen ihrer Schönheit. Auch aus diesen Aufsätzen einige Auszüge: »Mehr und mehr stellen sich die Konstruktionen und die Maschinen in Proportionen dar und in einem Spiel der Volumina und der Materialien, so daß unter ihnen viel wahrhafte Kunstwerke sind, denn sie enthalten die Zahl, das heißt die *Ordnung*. Der Aeroplane hat die Erfindungsgabe, die Klugheit und die Kühnheit mobilisiert: die Phantasie und die kühle Berechnung, und der selbe Geist hat den Parthenon gebaut. Die Lehre des Aeroplane liegt in der Logik, die bei der Aufstellung des Problems und der fortschreitenden Arbeit seiner Lösung herrschte. Sobald ein Problem erst klar *gestellt* ist, findet es seine Lösung mit Notwendigkeit. Das Problem des Hauses ist noch nicht gestellt! . . . Ein Gemeinplatz bei den jüngeren Architekten lautet: »Man muß die Konstruktion ausdrücken.« Und ein anderer: »Eine Sache ist schön, wenn sie ihrem Zweck entspricht.« Verzeihung, die Konstruktion zeigen, ist gut für den Schüler, der ein Probestück ablegen will. Der liebe Gott hat die Gelenke und Wirbel wohl betont, aber es gibt da noch etwas anderes. Die Architektur hat eine andere Bedeutung und andere Aufgaben als die Konstruktion zu zeigen und Zwecke zu erfüllen. Zweck hierbei verstanden als Sache der bloßen Nützlichkeit, des Komforts und des praktischen Schicks. Architektur, das ist Kunst im höchsten Sinn, mathematische Ordnung, Spekulation, vollendete Harmonie durch die Proportionalität aller Beziehungen. Das ist der "Zweck" der Architektur . . . Die heutige Architektur ist nicht mehr die Lösung des Wohnproblems der Zeit, und sie kennt nicht die

3) Siehe die Rundschau *Kunstgewerbe*, in den Sozialistischen Monatsheften, 1921 I, Seite 518 f.

Struktur der Dinge. Sie hat keine Fühlung mit den grundlegenden Bedingungen, und so ist es nicht möglich, daß der höhere Faktor der Harmonie, der Schönheit wirke. Die heutige Architektur ist außer Verbindung mit den sachlichen und tragenden Forderungen des Problems. Das ist, weil sich das Problem noch nicht für die Architekten aufgerichtet hat. Es hat hier keinen nützlichen Kampf gegeben wie bei dem Aeroplan. Dennoch, der Friede stellt jetzt das Problem auf: Nordfrankreich muß neu aufgebaut werden. Aber man ist da vollkommen ungerüstet. Man weiß nichts vom Bauen aus modernem Geist: Materialien, Konstruktionen, Idee des Wohnens. Die Ingenieure haben sich mit den Dämmen, den Brücken, den Bergwerken, den Eisenbahnen abgegeben. Die Architekten schliefen. Der Norden ist in 2 Jahren seinem Aufbau nicht näher gekommen. Ausschließlich in den letzten Monaten haben in den großen Unternehmungsgesellschaften *Ingenieure* das Problem des Hauses in die Hand genommen, von der konstruktiven Seite: Materialien, Konstruktionssysteme. Das *Wohnproblem* bleibt nach wie vor zu lösen. Ein Haus: Schutz gegen Hitze, Kälte, Regen, Flieger. Neugierige. Ein Empfänger von Licht und Sonne. Eine gewisse Anzahl von Abteilen zum Kochen, für die Arbeit, das intime Leben. Ein Zimmer: eine Ebene, um sich frei bewegen zu können, ein Ruhebett, um sich auszustrecken, ein Stuhl für die Behaglichkeit und für die Arbeit, ein Tisch zum Arbeiten, Schubladen, um schnell jedes Ding an seinen Platz zu bringen. Zahl der Zimmer: eines zum Kochen und eines zum Essen, eines zum Arbeiten, eines, um sich zu waschen und eines zum Schlafen. Das sind die Standards des Wohnraums. Wozu also über den vornehmen Villen der Vororte diese Unzahl überflüssiger Dächer? Weshalb diese kleinen und wenigen Fenster? Warum diese Riesenhäuser mit so vielen verschließbaren Zimmern? Wozu diese Spiegelschränke, Waschtische, Kommoden? Wozu diese akanthusgeschmückten Bücherschränke, diese Konsolen, Vitrinen, die Kassetten für das Eßgeschirr, diese Silberschränke, diese Buffets? Wozu der ungeheure Kronleuchter? Wozu diese Kamine? Man merkt nichts vom Tag bei sich. Ich nehme das Bild von Picasso, das ich euch bringen wollte, wieder mit nach Haus, denn man würde es in eurem Bazar doch nicht sehen. Unter uns: Ihr seid in eurem Klub, in eurer Bank und in eurem Bureau komfortabler als zu Hause. Der echte Sammler von Bildern ordnet seine Bilder in einem Schrank, und er hängt an die Wand, was er Lust hat zu betrachten. Aber eure Wände sind Briefmarkenalben. Das Haus ist zum Wohnen da! Nicht möglich! Aber doch! Sie sind ein Utopist! Das moderne Haus ist ein Mechanismus. Der Mechanismus ist ein ökonomischer Faktor. Der kluge, kühle und beherrschte Mensch hat die Luft erobert. Wir brauchen kluge, kühle und beherrschte Menschen, um unsere Häuser zu bauen, unsere Straßen anzulegen.«

Vortrefflich sind die Folgerungen, die Le Corbusier-Saugnier aus der Betrachtung des Automobils für die Baukunst zieht. Er sagt: »Man muß Rekorde aufstellen, um das Problem der vollendeten Leistung anzupacken. Wenn ein Rekord aufgestellt ist, übt sich das Spiel des unmittelbaren und heftigen Wettkampfs. Um zu gewinnen, muß man die Sache besser machen als der Gegner: in allen ihren Teilen, in der Linie des Ganzen und in allen Details. Das ist das Studium, das von allen Parteien getrieben wird. Fortschritt. Der Rekord ist eine Notwendigkeit. Der Rekord ruht auf bestimmten Grundlagen, nicht willkürlich sondern mit der Sicherheit mo-

tivierter Dinge und mit der durch das Experiment kontrollierten Logik. Alle großen Werke sind auf irgendwelchen großen Rekorden des Herzens basiert: Ödipus, Phädra, der Verlorene Sohn, die Madonnen, Paul und Virginie usw. Einen Rekord aufstellen bedeutet alle praktischen vernunftgemäßen Möglichkeiten ausschöpfen, einen Typus ableiten, der anerkannt wird als entsprechend den Funktionen der Maximalleistung, dem Verbrauch geringster Mittel, der wenigsten Handgriffe und des geringsten Materials: an Worten, Tönen, Formen, Farben.« Als Beispiel dient die Entwicklung des Autos. »Phidias würde gern in unserer Zeit der Rekorde leben wollen. Er würde die Möglichkeit, die Gewißheit eines Sieges zugeben. Seine Augen würden in unsere Zeit sehen, auf die Resultate, die seine Arbeit bezeugen. Er würde das Experiment des Parthenon wiederholen: bald! Die Höchstleistung, erzwungen durch das Gesetz der Auslese, ist eine soziale und ökonomische Notwendigkeit. Wenn das Problem des Wohnraums und der Einrichtung so studiert würde wie ein Chassis, würde man unsere Häuser sehr bald sich verwandeln, sich verbessern sehen. Wenn die Häuser industriell hergestellt würden, serienweise wie das Chassis, würde man sehen, wie sich unerwartete Formen, aber gesunde, haltbare Formen entwickeln, und das Ästhetische würde sich mit einer überraschenden Präzision ausprägen.«

Bemerkenswert ist ferner ein kleiner Beitrag Le Corbusier-Saugniers über die deutsche Architektur. (Le Corbusier-Saugnier ist eine Zeitlang Schüler Peter Behrens' gewesen.) Er bildet das, allerdings ausgesucht schlechte Hochhaus ab, das als Bureauhaus für alle Reichsbehörden von Kohtz entworfen war, und versieht es mit der Bemerkung: »Eine Sonderbarkeit? Nein, eine Krankheit.« Die Begründung lautet: »Die ganze deutsche Architektur (die auf so viele junge Franzosen Eindruck macht) ist auf einem Irrtum aufgebaut: Wirkung. In der Architektur ist ein solcher Irrtum verhängnisvoll. Die systematische Verwendung der Vertikale in Deutschland ist ein Mystizismus, ein Mystizismus in Angelegenheiten der Physik, ist das Gift der deutschen Baukunst. Die Deutschen wollten aus ihrer Baukunst eine der stärksten Waffen des Pangermanismus machen: Mannesmannhaus und Warenhaus Tietz in Düsseldorf, Wertheim in Berlin, Deutsche Botschaft in Petersburg, die Fabriken der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin sind entworfen, um zu imponieren, zu vernichten, die ganze Macht hinauszutrompeten. Eine einfache Tatsache verdammt das alles: Wir leben in einem Haus stockwerkweise, *horizontal* geschichtet, nicht vertikal. Die deutschen Paläste sind Fahrstuhlschächte. Das ist eine Ästhetik des Koffers. Das ist nicht Architektur. Luksor, Paestum sind in Vertikalen, und mit gutem Grund. Die Magazine des Louvre und des Bon Marché sind in Horizontalen, und sie haben recht, und die deutschen Architekten haben unrecht.«

Zu diesen theoretischen Ansichten Corbusiers tritt als wertvolle Ergänzung die Veröffentlichung eines von ihm 1916 gebauten Landhauses durch Julien Caron. Auch aus diesem Aufsatz möchte ich zunächst einige Stellen anführen, weil es mir wichtig erscheint, daß wir uns über die Strömungen in der jungen französischen Architektur ein möglichst unmitttelbares Urteil bilden. Caron sagt unter anderm: »Verstand und Empfindung müssen eng im Architekten verbunden sein und sollen nicht nach einander wirken, wie das so häufig der Fall ist, sondern gleichzeitig, von der Wahl des Grund

und Bodens an . . . Nur Ratio ergibt den Ingenieur. Nur Empfindung endet häufig beim Dekorateur. Keiner von diesen ist Architekt. Wie viele Architekten gibt es heute? Die Schaffung eines jeden Kunstwerks verlangt die Einheit der Ratio (Element der Ordnung) mit einem gewissen lyrischen Element. Aber in der Architektur komplizieren außerordentlich vielfältige Notwendigkeiten das Problem. Einen Organismus von großen praktischen Werten *und* von großen bildnerischen Werten schaffen: das ist Aufgabe des Architekten, nicht des Ingenieurs. Die Vernunft befreit sich leicht, das Gefühl ist widerspenstiger. Man läßt eine mechanische Erfindung gern zu, aber man entsetzt sich vor einer neuen Malerei.«

Von dem Haus Le Corbusier-Saugniers heißt es: »Das Problem für das Leben eines Privatmannes die moderne Wohnform zu finden konnte Corbusier hier *nicht* lösen. Das, was an Le Corbusiers Projekt interessiert, ist der Versuch die Ästhetik einer Architektur aus Eisenbeton zu geben, und andererseits das Streben nach Proportionalität, nach Anwendung bestimmter Gesetze, kurz, das Streben nach wahrhafter Architektur.« Der Auftrag wurde Ende August erteilt, mit der Bedingung, daß das Haus bei Anbruch des Winters fertig sein müsse. »Das ganze Haus in Eisenbeton steht auf 4 inneren Pfosten, und die Zwischenwände sind nur Häute.« Das Dach ist flach. »Der Kubus beseitigt die flauere Pyramide der Dächer und hebt die unangenehme Heterogenität von Bedachung und Mauer auf.« Da Le Corbusier das Licht für eine der Freuden des Daseins hält, schafft er trotz dem kalten Klima *große* Fensterflächen. Er begegnet ihrem ungünstigen Einfluß auf die Heizung durch warme Leitungen zwischen den Doppelfenstern.

Das Wesentliche des Eisenbetons sieht Le Corbusier nicht in irgendwelchen "Formen", die sich etwa auf seine Flüssigkeit berufen, sondern allein in seinen konstruktiven Konsequenzen. Die Horizontale erhält durch den Eisenbeton eine besondere, entscheidende Bedeutung. Bögen, Wölbungen, außer bei ganz bestimmten Voraussetzungen, haben nichts mehr mit dem Eisenbeton zu schaffen. »Der Eisenbeton bringt die grundlegende Gegebenheit der *Geraden*, eine Gegebenheit, die in unsere Zeit paßt, und die den Menschen unserer Zeit zu gefallen verdient. Der Nationalismus mischt sich ein, gewisse geistreiche Leute haben dekretiert: Die gerade Linie, das ist boche (Parthenon, die ägyptischen Tempel). Die gerade Linie, das ist eines der Menschenrechte!«

Im Grundriß herrschen Quadrat und Kreis. Das Äußere: »Nicht ärmlich, nicht aufgeblasen, erscheint der Eisenbeton in seinem Knochengerüst dort, wo es notwendig ist, wie ein fester Panzer ohne weitem Anspruch als den der Rolle der Knochen im menschlichen Körper zu entsprechen, die dem Auge und dem Geist die Genugtuung der Sicherheit und Schönheit geben.« Innen: »Keine Dekoration mischt sich ein, um die Räume zu differenzieren. Die Form genügt hier, so wie der Einfall des Lichts durch die Fenster, die in Kenntnis der Zwecke verteilt und abgemessen sind. Was an dem Haus frappiert, das ist die Kleinheit seiner Dimensionen und der Eindruck architektonischer Größe, der sich außen wie innen in allen Teilen ausprägt.«

Caron teilt auch eine, um 10 Jahre zurückliegende Landhausskizze Le Corbusiers mit. Damals war Le Corbusier noch im Atelier Auguste Perrets, den er als guten Konstrukteur auch heute schätzt, und huldigte selbst noch der damaligen »Mode die Konstruktion auszudrücken«.

Der reich illustrierte Aufsatz Carons erlaubt uns die Bildung eines eigenen Urteils über die Villa Le Corbusier-Saugniers in La Chaux-de-Fonds. Im Plan wie im Aufbau ein Gebilde aus einfachen Grundformen: Quadrat, Kreis, Kubus, Zylinder. Der Fortfall der Dachschrägen läßt die räumliche Entschlossenheit klar wirken. Die Berührungen mit dem Luftraum sind entschieden, kräftig, aktiv, voller Spannung und bewußt. Ein einheitliches Maß bindet alle Teile, und dieses Maß führt auf den Menschen zurück. Dies ist ein Haus für Menschen. Mit keiner Geste überschreitet es diese seine "Sachlichkeit". Es ist fest, beständig, dauernd, dabei stets in allen Dingen von der knappsten Lösung. Keine Zutat. Alle Wirkung beruht auf der Geschlossenheit und kostbaren Feinheit in den Proportionen. Keine Spur von "Originalität" oder "Interessantheit", aber völlig konventionslos. Die Straßenseite besonders ist ein durchaus Neues und wirkt ganz selbstverständlich. Die Wand ist nur durch 4 relativ kleine Ovalfenster geöffnet, die in den 4 äußersten Winkeln sitzen. Die große quadratische unzerstörte Fläche der Mitte ist durch einen knappen Rahmen gefaßt und hell getüncht. Man könnte meinen, sie sei bestimmt als Schirm für Filme zu dienen. Aber diese Fläche, eben als *Fläche* mit solchem Nachdruck betont, an der Stelle, wo unsere Landhäuser sich vorzudrängen pflegen, glatt, wie durch den Schnitt eines Messers entstanden, übt eine sehr bestimmte, lebendige und reiche Funktion. Es ist wundervoll, wie sie die Luft gleichsam ansaugt, so daß das Haus nicht nur dem Erdraum sondern auch dem Luftraum in lebendiger Beziehung verhaftet scheint. Das regelmäßige einfache Quadrat gibt zugleich einen Maßstab für alle Teilungen und Verhältnisse, und die Wand unterstreicht die erste und fundamentalste Aufgabe jedes Hauses: den Abschluß gegen außen. Die 4 rechten Winkel dieses Quadrats sind endlich deshalb von Bedeutung, weil Le Corbusier-Saugnier mit Vorliebe das "Gesetz des rechten Winkels" anwendet, um eine strenge und kontrollierbare Einheit der Körper zu schaffen. So bilden an dieser Hausseite zum Beispiel die Diagonalen der Seiten- und der Mittelflächen wieder rechte Winkel. Daher das Gefühl der Festigkeit, Sicherheit, Ruhe. Die architektonische Größe bei aller Kleinheit des Objekts.

Ein Wort über das Verhältnis des Hauses zur Landschaft. Das Haus ist vom *Menschen* aus gestaltet, ist Verkörperung eines menschlichen *Willens*, ist also, indem es sich dem Herrschaftsbereich der Natur entgegensetzt, ihm den Raum streitig macht und ihn nach menschlichen Bedürfnissen ordnet, in Spannung gegen die Natur. Das Haus hat ein eigenes Zentrum, und es drückt seinen Willen fast aggressiv aus. Aber weit gefehlt, daß es damit fremd in der Natur stehe, geht es mit dieser eine höhere Einheit aus Spannungen ein. Das Haus ist Mathematik, und eben *weil* es Mathematik ist, Gesetz, Ordnung, Reinheit, Gesundheit und Folgerichtigkeit seiner Tendenzen, bindet es sich der Lebendigkeit der Natur, was nie durch Auflösung sondern nur durch Konzentration *möglich* ist. Wundervollstes Beweisstück: das flache Dach über den Halbzylindern der Seitenflügel. Die Schwingung des Gesimses wird fast zu einem Stück der schwingenden Bergstraße, *nicht* durch Anpassung, Spielerei, sondern durch architektonische Logik.

Lebendigste Sinnlichkeit, vollkommener menschlicher Takt und letzte Strenge: ein bedeutendes Kunstwerk, ein Werk und ein Sinnbild jungen französischen Geistes.



GUSTAV MENSCHING · DAS RELIGIÖSE URTEIL · EIN BEITRAG ZUR WESENSFRAGE

RELIGION, wo immer sie auftritt, und welche Sprache ihre Gläubigen reden, gibt von ihrem Vorhandensein Kunde durch Selbstaussagen. Religion muß sich kundtun, sie muß von ihrem Reichtum mitteilen, sie muß ihren inwendigen Besitz irgendwie objektivieren, sei es, damit solcher Reichtum von außen auf den zurückstrahle, der ihn zum erstenmal barg, sei es zur Bereicherung anderer. Religion also macht auf mannigfache Weise ihre wesensnotwendigen Selbstaussagen: Farbe, Ton und Wort stehen als religiöse Ausdrucksmittel auf ganz der selben Linie, alle meinen auf verschiedene Weise ganz das gleiche: das göttliche Geheimnis. Hier nun handelt es sich um die wörtliche Kundgabe, die in *Urteilen* verläuft. In religiösen Urkunden begegnet man Aussagen wie denen: Gott ist die Liebe, Gott ist die Gnade, und vielen anderen Wendungen. In dieser Tatsache nun, daß Religion Urteile fällt, glaubt man die Berechtigung zu finden einen Gegensatz von Religion und Wissenschaft, die eben auch Urteile abgibt, zu konstatieren. Die alte Frage des Verhältnisses von Wissen und Glauben bekommt von dieser Seite eine eigene Lösungsmöglichkeit. Wir werden ihrer Beantwortung nur näher kommen, wenn wir uns über die Natur des einen wie über die des andern Urteils klar werden. Was meint denn das religiöse Urteil?

Eine Untersuchung über das im religiösen Urteil Gemeinte fordert eine Analyse des religiösen Urteilens. Wie kommt ein religiöses Urteil zustande? An einem Beispiel soll das dargetan werden.

Die Bibel sagt: Gott ist die Liebe. Versuchen wir zu erkennen, wie dieses religiöse Urteil hat entstehen können. Dabei soll man sich aber stets vor Augen halten, daß Religion selbst nicht durch verständige Erwägung aufzulösen ist, sie bleibt Geheimnis, wir können nur die Momente des religiösen Prozesses nachträglich zerlegen. Das Gotteserlebnis ist das letzte, worauf seine Analyse zurückgehen kann. Gott wurde von dem Frommen, der das Wort sprach: Gott ist die Liebe, auf unsagbar beseligende Art erlebt. Seligkeit, die in einem seltsamen Geborgensein erlebt wurde, in der Sicherheit dessen, der sich in eines Höhern liebendem Schutz weiß. Dieses primäre Erlebnis ist reine Zuständlichkeit des erlebenden Ich, doch von besonderer Qualität, es ist *objektbezogen*. Erst das Wort als Ausdruck des primär Gelebten fordert die Dualität von Erlebendem und Erlebtem. Der Erlebende weiß nichts von ihr, erst seine Aussage entfaltet die Anlage.

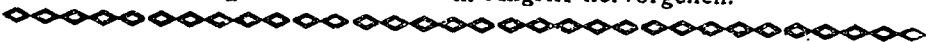
Wie geschieht diese Entfaltung? Der Fromme redet in der Sprache des Denkens, er bedient sich ihrer Begriffe, aber er meint einen andern "Sinn" als sie. Denn wir haben 2 *Sinnsysteme*, die sich zu ihrer Kundgabe der selben *Worte* bedienen. Der *Gedanke*, eine irrationale Größe, und durchaus nicht mit dem Wort identisch, findet vielmehr im Wort seinen Ausdruck zur Vermittlung seiner selbst an ein anderes Subjekt, in dem er sich selbst wecken will. Daneben steht das Sinnsystem des *Erlebens*. Auch dieses bedient sich des Worts und sogar oft des Gedankens, lediglich, um sich selbst zu vermitteln an ein anderes erlebnisfähiges Subjekt.

Angewandt auf unser Beispiel ergibt sich: Der Fromme, der das oben beschriebene Gotteserlebnis hatte, sucht, wenn die erste Innigkeit abgeklungen ist, nach einem Wort als Träger dieses Erlebens. An diesem Wort muß, damit es zu solcher Aufgabe geschickt ist, neben dem rationalen Sinn, der hier gleichgültig ist, eine eigene Erlebnisfärbung haften. So wählt er für dies Erleben den Namen Liebe. Er meint damit nun keine Erkenntnis, sondern er will durch Nennung dieses Begriffs im andern annähernd das selbe Erleben wecken, das ihm das Wort Liebe zur analogen Beschreibung auf die Lippen brachte. Und nun tritt noch eine Erscheinung ein: Nicht das auf das Subjekt beschränkte Erleben gibt der Fromme umschreibend durch diesen Begriff wieder, sondern weil schon das Erleben unbewußt objektbezogen qualifiziert war, so nennt er ohne Reflexion Gott selbst die Liebe.

In obigem Beispiel ist ein Doppeltes zu erkennen: Das religiöse Urteil ist aus bestimmt geartetem Erleben geboren, es ist *Erlebnisurteil*. Und andererseits hat eben darum das religiöse Urteil keinen Erkenntnischarakter wie die *Denkurteile*, die dem Verstand entspringen. Das religiöse Urteil meint Tatsächlichkeiten des Erlebens, nicht flüchtige Stimmung, aber doch Erlebnis und nicht Gedanke. Das wissenschaftliche Urteil dagegen ist Denkurteil und meint in letzter Instanz den Gedanken.

Wo religiöse Innigkeit erkaltet ist, da versteht man die Sprache der Religion nicht mehr. Weil man selbst nicht mehr von ihrem Geist erfüllt ist und von dem ihrer großen Bekenner, die einst von ihrem Gottesumgang aussagten, so weiß man nichts mehr von dem Sinn der religiösen Aussagen. Man hält die alten Urkunden in Händen und weiß nichts Besseres mit ihnen zu beginnen als ihr Alter zu bestimmen und die Echtheit ihrer Teile zu untersuchen. Oder man baut metaphysische Systeme auf diesen Aussagen unreflektierter Frömmigkeit. Gott ist der Vater, so sagt die Schrift. Also sind wir die Kinder, das heißt seine Geschöpfe. Gott verhält sich mithin zur Welt wie Schöpfer und Geschaffenes. Man spekuliert über Gott und Welt auf dem Boden der Selbstaussagen, der Erlebnisurteile der Religion. Was man also tut, ist, daß man Erlebnisurteil für Denkurteil erklärt und dann logische Konsequenzen zieht. Hieraus, aus dieser meist unbewußten Vermengung der doch artverschiedenen Urteile, stammt die Antithetik von Wissenschaft und Religion. Hier treten tatsächlich religiöse Denkurteile auf mit erschlichenen Prämissen gegen echte Denkurteile des wissenschaftlichen Denkens.

Religion hat keine Verteidigung nötig. Der Fromme wird nicht durch apologetische Gründe bestimmt religiös zu sein oder zu bleiben; für ihn ist die erfahrene Realität Grund genug. Wo man aber Gegnern der Religion entgegenzutreten will, kann man das nicht besser tun als durch die Darlegung der *Möglichkeit* der Religion innerhalb unseres Geisteslebens, und das kann man, wenn der Unterschied von Erlebnisurteil und Denkurteil in der Religion dargetan wird. Nur Denkurteile können Gegner der Religion angreifen. Sie mögen es tun, wo sie solche in der Religion entdecken. Müssen sie dann abgetan werden, so ist an der Sache selbst doch so gut wie nichts geändert. Die Religion, die an ihnen nicht hängt und aus ihnen nicht besteht, kann nur geläutert aus diesem Angriff hervorgehen.



RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialpolitik / Lydia Eger

Internationales Arbeitsamt In der Zeit vom 17. bis zum 19. Januar fand die 11. Tagung des Verwaltungsrats des Internationalen Arbeitsamts in Genf statt. Als deutscher Regierungsvertreter war Leymann entsandt, als deutscher Arbeitnehmer Leipart. Den Vorsitz führten Belgien und Holland abwechselnd. Auf der Tagesordnung standen unter anderem folgende Punkte: Bericht des Direktors, Festsetzung der Tagesordnung der 4. Internationalen Arbeitskonferenz, Mitteilung über den Ausschuß für Gewerbehygiene, Maßnahmen zur Durchführung verschiedener Beschlüsse der 3. internationalen Arbeitskonferenz vom Oktober und November vorigen Jahres. In der Frage der Verwendung von Bleiweiß hatte man sich bei der letzten internationalen Arbeitskonferenz auf einen Kompromiß geeinigt, der ein Verbot der Verwendung von Bleiweiß für den Innenanstrich mit gewissen Ausnahmen vorsah und außerdem besondere Schutzmaßnahmen vorschrieb. Nunmehr beschloß der Verwaltungsrat, daß das Internationale Arbeitsamt auf Grund der Unterlagen und der Verhandlungen der Konferenz eine Veröffentlichung über die Bleiweißfrage herausgeben solle. Die Veröffentlichung soll jedoch erst nach Durchsicht der Arbeit durch allgemein anerkannte Sachverständige erfolgen. Der seit 1920 bestehende paritätische Ausschuß von Reedern und Seeleuten zur Bearbeitung internationaler Fragen des Schutzes der Seeleute und Vorbereitung einer internationalen Seeordnung soll im Frühjahr wieder einberufen werden. Auch die deutschen Seeleute sind dort vertreten. Des weitern wurde eine Veröffentlichung der Ergebnisse beschlossen, die in einer internationalen Erhebung über die Produktion festgestellt worden waren. Da seit Beginn dieser Erhebung sich die Produktionsverhältnisse wesentlich geändert haben, wurde von verschiedenen Seiten Bedenken gegen diese Veröffentlichung laut. Deshalb wurde den einzelnen Vertretern im Verwaltungsrat die Möglichkeit gelassen sich noch vor der Veröffentlichung zu äußern. Wichtig erscheint ein weiterer Beschluß: Neben den beiden schon bestehenden Abteilungen des Internationalen Arbeitsamts, der diplomatischen und der wissenschaftlichen Abteilung, wird

eine 3., die sogenannte Auskunftsabteilung, errichtet. Sie hat sich mit der Sammlung von Material und der Erteilung von Auskünften zu befassen. Die Leitung wurde einem Italiener übertragen. Einen breiten Raum in der Verhandlung nahm die Erörterung über die Festsetzung der Tagesordnung der nächsten Tagung der Internationalen Arbeitskonferenz ein. Brennend erschien vor allen Dingen die Frage des Wanderungswesens. Man beschloß daher eine Beratung über eine regelmäßige Übersendung statistischer Unterlagen über das Wanderungswesen an das Internationale Arbeitsamt. Man hofft zu einem internationalen Übereinkommen auf diesem Gebiet zu kommen und damit eine spätere wirklich umfassende Erörterung der gesamten Frage vorzubereiten. Als wichtiger Punkt wird die Reform der Zusammensetzung des Verwaltungsrats zu bezeichnen sein. Die außereuropäischen Länder glaubten sich bei der gegenwärtigen Zusammensetzung benachteiligt und gaben an, daß ihrer wirtschaftlichen Bedeutung nicht genügend Rechnung getragen worden sei. Da eine derartige Änderung in der Zusammensetzung mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, man aber andererseits den Wünschen der außereuropäischen Staaten möglichst bald entgegenkommen möchte, wird man sich zunächst damit behelfen den 3 Gruppen der Regierungsvertreter, der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer bei der nächsten Wahl zum Verwaltungsrat zu empfehlen für die ordentlichen Mitglieder gleichzeitig Stellvertreter in den Verwaltungsrat zu wählen, die an den Tagungen ohne Stimmrecht teilnehmen. Der Konferenz wird das Ergebnis der Erhebung über die durch die Arbeitslosigkeit hervorgerufene Krise vorgelegt werden, sowie ein Bericht über die Maßnahmen, die die Mitglieder der internationalen Arbeitsorganisation zur Durchführung der Konferenzbeschlüsse getroffen haben. Der Verwaltungsrat beschloß endgültig die Einsetzung des nur aus Sachverständigen bestehenden Ausschusses für Gewerbehygiene. Desgleichen wurde grundsätzlich die Bildung eines Ausschusses für landwirtschaftliche Fragen beschlossen, über dessen Zusammensetzung freilich erst auf der nächsten Tagung des Verwaltungsrats Beschluß gefaßt werden soll. Interessant ist es, daß man von der Einberufung einer besondern Konferenz zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit absieht,

um statt dessen die internationale Konferenz von Genua auf diese Frage hinzuweisen (von deren Wirksamkeit sich also die dem Internationalen Arbeitsamt nahestehenden Kreise offenbar eine ebenso verkehrte Vorstellung machten wie die Vertreter der deutschen offiziellen Politik und Publizistik).

Jugendwohlfahrt

Nach einer 1jährigen Geduldssprobe ist nun endlich das Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt so weit fertiggestellt worden, daß es erneut dem Plenum des Reichstags vorgelegt werden kann. Es lohnt die wichtigsten Änderungen, die es seitdem erfahren hat, kurz hervorzuheben. § 1, der den Sinn des Gesetzes darlegen soll, hat die folgende Form erhalten: »Jedes deutsche Kind hat ein Recht auf Erziehung zu leiblicher, seelischer und gesellschaftlicher Tüchtigkeit.« Obgleich der Ausdruck seelische Tüchtigkeit nicht gerade sehr glücklich gewählt ist, kann man sich doch wenigstens unter den beiden anderen Begriffen vorstellen, was der Gesetzgeber letzten Endes gewollt hat. Wesentliche Änderungen haben vor allem die Bestimmungen über das Jugendamt erfahren. Seine Aufgaben wurden dergestalt erweitert, daß ihm die Mitwirkung in der Jugendhilfe bei den Polizeibehörden, bei den Gewerbeaufsichtsbehörden zur Durchführung des Kinderschutzgesetzes und bei der Fürsorge für Kriegerwaisen übertragen wurde. Auch die Zusammensetzung des Jugendamts ist wesentlich geändert worden, die Unterscheidung von Vorstand und Beirat ist weggefallen. Die freien Vereinigungen der Jugendwohlfahrt und Jugendbewegung haben jetzt einen Anspruch auf zwei Fünftel der nicht beamteten Mitglieder; hauptamtlich dürfen nur solche Personen eingestellt werden, die mindestens 1 Jahr praktisch in der Jugendwohlfahrt gearbeitet haben. Zu begrüßen ist, daß die Gesamtorganisation etwas vereinfacht worden ist: Die Landesjugendämter sind zwar in der vorgesehenen Weise erhalten geblieben, die Möglichkeit eines Oberrn Landesjugendamts ist aber gestrichen worden. Das Reichsjugendamt wird vom Reichsministerium des Innern und einem bei diesem zu bildenden Reichsbeirat für Jugendwohlfahrt gebildet; es hat die Bestrebungen auf dem Gebiet der Jugendhilfe zu unterstützen und für den Austausch und die Vermittlung der bei den Landesjugendämtern gesammelten Erfahrungen Sorge zu tragen.

Der Begriff des Pflegekinde ist jetzt ein-

deutig gefaßt worden: Alle Kinder unter 14 Jahren, die sich dauernd oder für einen Teil des Tages, jedoch regelmäßig, in fremder Pflege befinden, es sei denn, es stehe von vornherein fest, daß sie unentgeltlich in vorübergehende Bewahrung genommen worden, gelten als Pflegekinder. Die Aufnahme solcher Pflegekinder ist von der vorherigen Erlaubnis des Jugendamts abhängig. An Stelle der Erlaubnis genügt eine Anmeldung, wenn die Annahme der Kinder keine gewerbmäßige ist. Damit hat man jenem unverantwortlichen Gewerbebetrieb, der mit Pflegekindern in vielen Fällen getrieben wird, einen Riegel vorgeschoben. Alle öffentlichen und privaten Anstalten, die Pflegekinder aufnehmen wollen, unterstehen der Aufsicht des Landesjugendamts.

Was die Vormundschaft über Minderjährige anlangt, so ist neu bestimmt worden, daß das Jugendamt für alle Minderjährigen zum Vormund bestellt werden kann. Soweit es nicht möglich ist einen Einzelvormund für ein Kind zu finden (obgleich dies ja in den meisten Fällen durchaus im Interesse des Kindes liegen wird), ist die Bestellung eines Mitvormunds vorgesehen, dem ein bestimmter Aufgabenkreis zugewiesen wird. Bei der Regelung der Vormundschaftsfrage sind auch gleich einige veraltete Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs mit aufgehoben worden. Die Bestellung einer Frau zum Vormund ist nicht mehr von der Genehmigung ihres Ehemanns abhängig, und ein Recht auf Ablehnung der Vormundschaft hat die Frau nur dann, wenn sie selbst mehr als ein noch nicht schulpflichtiges Kind besitzt oder durch die Vormundschaft in der Erfüllung ihrer Hausfrauen- und Mutterpflichten wesentlich behindert wird. Nicht übersehen werden darf die Änderung, daß die Fürsorge für Minderjährige nicht nur bis zum 18. sondern auch bis zum 20. Lebensjahr ausgedehnt werden kann, soweit eine Aussicht auf Erfolg besteht. Die Anordnung der Fürsorgeerziehung ist jetzt von der Antragstellung des Jugendamts unabhängig gemacht worden. Die Fürsorgeerziehungsbehörde soll nach Möglichkeit mit dem Landesjugendamt vereinigt werden.

Bedauerlich ist, daß die Forderungen des Verbands der Arbeiterjugendvereine Deutschlands (siehe diese Rundschau, 1921 I, Seite 494 f.) nicht berücksichtigt worden sind. Es handelte sich dabei um den wirtschaftlichen Schutz der Jugend und um eine Reform des Lehrlingswesens, im einzelnen um Festlegung des

Jugendschutzalters auf das 18. Lebensjahr, eine Höchstarbeitszeit von 6 Stunden, Verbot der Akkordarbeit, Schutz der Jugend vor gesundheitsgefährlichen Betrieben bis zum 20. Lebensjahr, 36-stündige Sonntagsruhe und 14 Tage jährliche Ferien. Man sollte meinen, daß das Jugendwohlfahrtsgesetz der richtige Platz gewesen wäre auch diese Fragen zu regeln. Oder soll die Zersplitterung unserer Gesetzgebung und Verordnungen nie überwunden werden? So sehr es zu begrüßen ist, wenn nun endlich das lang bearbeitete Gesetz unter Dach kommt, so wird die Öffentlichkeit doch nicht ruhen, bis die soziale und wirtschaftliche Frage unter der Jugend gelöst ist.

Landarbeiterinnenenschutz Es ist kein Zweifel, daß eine Vermehrung der Arbeitskräfte in der Landwirtschaft

notwendig ist. Um aber Frauen in genügendem Maß einstellen zu können, müssen Maßnahmen getroffen werden, die eine günstigere Gestaltung ihrer Arbeitsbedingungen sicherstellen. Zu diesem Zweck hatte der Ständige Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinneninteressen den Landarbeiterinnenschutz während seiner diesjährigen Sitzung in der landwirtschaftlichen Woche auf die Tagesordnung gesetzt. Man hatte keine Richtlinien für eine gesetzliche Regelung ausgearbeitet, um erst einmal einen Überblick zu gewinnen, inwieweit heute schon an eine Lösung dieser Frage zu denken ist. Es liegen bereits Gutachten von seiten der Mitglieder der Landkommission des Ständigen Ausschusses vor. Darüber hinaus wollte man nun zu positiven Vorschlägen kommen. Dabei wurde zunächst von dem Referenten, dem Pastor Mendelson, die unbedingte Notwendigkeit einer Landarbeiterinnenordnung betont. Er forderte in erster Linie ein Verbot allzu schwerer Arbeit für Frauen, daneben einen ausreichenden Wöchnerinnenschutz. Den Geltungsbereich der Reichsversicherungsordnung wollte er auch auf die Frauen und Töchter der Besitzer ausgedehnt wissen. Else Lüders bezeichnete als Zentralproblem des gesamten Frauenschutzes den Mutterschutz und empfahl deshalb den Landarbeiterinnen vor und nach der Niederkunft einen ähnlichen Schutz wie den Industriearbeiterinnen zuteil werden zu lassen. Auch in der deutschen Sozialversicherung ist diesem Wunsch zum Teil schon Rechnung getragen; trotzdem bleibt die Frage eines Arbeitsverbots noch zu erörtern. In der Frage der Frauennachtarbeit kam man zu dem Vorschlag: den Frauen mög-

lichst eine ununterbrochene Ruhezeit von 9 Stunden zu gewähren. Des weitern wird eine Bearbeitung des Landarbeiterrechts geplant, bei dessen Schaffung nicht nur Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sondern auch der Ständige Ausschuß zur Förderung des Arbeiterinnenschutzes, die Zentrale der deutschen Landfrauen und der deutsche Kinderschutzverband gehört werden sollen. Die Ansätze des Landarbeiterinnenschutzes in der Vorläufigen Landarbeitsordnung vom 24. Januar 1919 können als Ausgangspunkt für den weitern Ausbau des Arbeiterinnenschutzes dienen. Auch die sonstige ländliche Wohlfahrtspflege soll damit in Zusammenhang gebracht werden.

Totenliste Am 29. Januar starb in Bonn der Pfarrer *Ludwig Weber*, im Alter von 75

Jahren. Weniger als treu arbeitendes Mitglied innerhalb der Gesellschaft für Soziale Reform denn als Führer innerhalb der evangelischen Arbeitervereinsbewegung kommt Weber auch eine Bedeutung für die Sozialpolitik zu. Er war frühzeitig von dem Gedanken der Gewerkschaftsidee erfaßt und stand den christlichen Gewerkschaften sein ganzes Leben lang nahe, die, wie das Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften in seinem Nachruf schrieb, »einen treuern Freund nicht verlieren konnten«. Als Vorsitzender des Verbands evangelischer Arbeitervereine arbeitete er auf eine religiöse und staatsbürgerliche Erziehung der dort angeschlossenen Arbeiter hin. Trotz heftigen Angriffen, denen er vor allem wegen seiner streng monarchischen Einstellung ausgesetzt war, genoß er viel Achtung und Verehrung, da sein Wollen klar und unbedingt war.

Am 13. März starb in Berlin *Albert Levy*, in seinem 60. Lebensjahr. Levy, ein Kölner von Geburt, widmete sich zuerst historischen Studien, schloß sich dann in Berlin den Begründern und Führern der ethischen Bewegung zu Beginn der neunziger Jahre an und übernahm vor nunmehr 30 Jahren die Auskunftsstelle der Gesellschaft für Ethische Kultur, die er mit großem organisatorischen Geschick in die Zentralstelle für private Fürsorge umwandelte. Er war ein hervorragender Kenner des gesamten Wohlfahrtswesens. Die Zahl der von ihm geschaffenen und geleiteten Institutionen im Dienst der Allgemeinheit, den er als tiefbegriffene soziale Verpflichtung auffaßte, ist unübersehbar. Er sah die Forderungen menschlicher Hilfsbereitschaft und Brüderlichkeit stets als höchstes Gebot an.

Kurze Chronik In Ergänzung des Beschlusses des preußischen Landtags vom Sommer 1921 auf

Errichtung eines *Grubensicherheitsamts* wurden jetzt Ausführungsbestimmungen erlassen. Das Grubensicherheitsamt wurde dem Ministerium für Handel und Gewerbe angegliedert und der Bergbaubehörde unterstellt. Es hat folgende Aufgaben: Bearbeitung der allgemeinen bergpolizeilichen Angelegenheiten, soweit sie Grubensicherheit betreffen, Unfallverhütung im Bergbau, Verbesserung der Sicherheitseinrichtungen im Bergwerksbetrieb. Außerdem hat es bei der Ausübung der Grubenkontrolle, bei der Heranziehung der Betriebsräte, in der Unfallverhütung und beim Arbeiterschutz mitzuwirken. Das Grubensicherheitsamt hat das Recht Besichtigungen vorzunehmen. Eine Grubensicherheitskommission ist dem Amt angegliedert, bei dem außer dem Oberbergamt auch die Bergwerksbesitzer und die Grubenarbeiter, sowie der preußische Landtag vertreten sind. Die Kommission hat bei der Aufklärung größerer Unfälle mitzuwirken und zu den Entwürfen von bergpolizeilichen Verordnungen Stellung zu nehmen. \diamond Eine *Lehrlingsordnung für die Gärtnereien* ist am 1. Januar 1922 in Sachsen in Kraft getreten. Sie enthält Bestimmungen über Anerkennung von Lehrgärtnereien, Anzahl der Lehrlinge, Vermittlung von Lehrstellen und Gehilfenprüfungen. Dabei ist ein Unterschied zwischen Erwerbs- und Privatgärtnereien gemacht worden. Mit der Regelung, daß auf den Lehrherrn 2 Lehrlinge und je 1 Lehrling auf 2 weitere Gehilfen bis zur Höchstzahl von 5 Lehrlingen kommen können, sind die Arbeitnehmerorganisationen nicht einverstanden. Immerhin bedeutet diese Lehrlingsordnung einen Schritt vorwärts in der gesetzlichen Regelung des Lehrlingswesens. \diamond Der Deutsche Verein für *ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege* hielt am 14. Februar in Berlin seine diesjährige Hauptversammlung ab. Der Vorsitzende forderte von der Gesetzgebung volle Berücksichtigung der ländlichen Verhältnisse auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege. Die einzelnen Vorträge beschäftigten sich mit der ländlichen Krankenpflege, mit der Vorbildung, Anstellung und Verwendung von Hilfspersonen in ihr und der kulturellen Arbeit im Dorf. Unter solcher ländlichen Kulturarbeit wurden Bildungs- und Erziehungsarbeit, Wohlfahrtspflege, Förderung der Tüchtigsten verstanden. Natürlich handelt es sich dabei in der Hauptsache um rastlose Kleinarbeit einzelner.

Gewerkschaftsbewegung / Max Schippel

Hue † Durch den Tod Otto Hues am 18. April hat die deutsche wie die internationale Gewerkschaftsbewegung eine ihrer markantesten Gestalten verloren.

Hue wurde am 2. November 1868 in Hörde in Westfalen geboren. Schon frühzeitig fiel der junge Schlosser durch seine rednerischen und schriftstellerischen Gaben auf: die ausführlichen Berichte, die er Anfang der neunziger Jahre dem von mir geleiteten Zentralwochenblatt der Partei Der Sozialdemokrat über die Vorgänge und Probleme des rheinisch-westfälischen Industriereviere regelmäßig schrieb, verdienen selbst heute noch ernsteste Beachtung. Im Jahr 1894 übernahm er die Redaktion der Berg- und Hüttenarbeiterzeitung in Bochum, und die Bergarbeiterbewegung verdankt ihm nicht nur ihre außergewöhnlich hervorragende Geschichtsschreibung sondern einen großen Teil des Aufstiegs und viele ihrer besten Charakterzüge. Im Jahr 1903 eroberte er den Riesenwahlkreis Bochum-Gelsenkirchen für die Sozialdemokratie, und er zog als einer der ersten sozialdemokratischen Abgeordneten in den preußischen Landtag ein. Nach der Umwälzung vom November 1918 leistete er der Reichspolitik im Kohlenrevier, bei den Friedensverhandlungen, besonders in Spa, wesentliche Dienste. Von Genua hielt ihn die Erkrankung zurück; eine Lungenentzündung raffte den einstigen Hünen dahin.

Hue machte als Gewerkschaftsführer und Sozialpolitiker durch seine eindringende Sachkenntnis, als Agitator durch seine tiefe Überzeugung, als Schriftsteller durch die plastische Art seiner Darstellung überall einen ungewöhnlichen Eindruck. Den Lesern der Sozialistischen Monatshefte werden die zahlreichen Artikel, die im 1. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hier erschienen sind, in langer Erinnerung sein. Und jeder, der ihn kannte, wird das Bild seiner Persönlichkeit so sehen wie es sein Freund Carl Severing in seinem Artikel Otto Hue zum Gedächtnis (in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 433 ff.) umrissen hat: als eines der wirklich Großen, die die deutsche Arbeiterbewegung aus sich hervorgebracht hat: das Bild des aufrechten, schlichten Kämpfers.

Internationale Vom 20. bis zum 27. April tagte in Rom der 3. Kongress des *Internationalen Gewerkschaftsbundes*. Im Mittelpunkt

stand ein Referat Jouhaux' über den internationalen Wirtschaftswiederaufbau; zur Annahme gelangte eine Resolution, die zur Behebung der Krise die solidarische Aktion aller Nationen, die Annullierung aller Kriegsschulden, eine internationale Anleihe, eine Revision der Reparationsbestimmungen auf der Grundlage ihrer internationalen Regelung unter Verzicht auf die Summen für Kriegserenten, militärische Besatzung und Sanktionen, internationale Verteilung der Rohstoffe und Frachtenregelung, Beseitigung der Schutzzollpolitik, die Abrüstung Europas fordert und dem wirtschaftlichen Imperialismus den Kampf ansagt. Bei der Frage Militarismus und Abrüstung vertrat nach dem Referat des Italiensers Reina der Engländer Willthorne den Standpunkt, daß England nach seinen Opfern im Seerüstungsaufbau von der übrigen Welt das gleiche Opfer in der Landrüstung verlangen müsse. Schließlich wurde die Resolution Ilg angenommen, die besagt, künftig müßten Kriege durch allgemeine Arbeitseinstellung verhindert werden, die Gewerkschaftsmitglieder seien in diesem Sinn zu verpflichten, und die Gewerkschaften hätten die Pflicht auf eine Kontrolle der Herstellung jedweden Materials für den Kriegsgebrauch und die möglichste Einschränkung der Rüstungsindustrien hinzuwirken. Die Verteidigung des Achtstundentags spielte gleichfalls eine große Rolle.

Achtstundenverordnung und Anhörung der Gewerkschaften Auf eine der mancherlei schwachen Stellen der, vor dem 31. Oktober geltenden Notverordnung über den Achtstundentag weist eine, an sich schon ungewöhnlich interessante Rechtsauseinandersetzung hin. Das sächsische Arbeitsministerium hatte die Gewerbeaufsicht, in deren Händen die Entscheidung über die Bewilligung von Überstunden vorwiegend liegt, durch Verordnung angewiesen »bei Bearbeitung der Anträge auf Bewilligung von Überstunden neben der durch Gesetz vorgeschriebenen Mitwirkung der Betriebsvertretung der Arbeiter künftig in allen Fällen die in Frage kommende lokale Vertretung der Berufsorganisation der Arbeiter gutachtlich zu hören«, und deren Äußerung »bei der Entscheidung möglichst zu beachten«. Die versuchte Verlegung des Schwerpunkts der Entscheidung von den Sonderinteressen eines Betriebs und Geschäfts mehr nach den allgemeinen Interessen eines Berufs- und Produktions-

zweigs ist sicherlich grundsätzlich richtig. In einem von dem Leipziger Professor Erwin Jacobi erstatteten Gutachten (abgedruckt in den Mitteilungen der Handelskammer Leipzig vom Februar 1922) wird jedoch die Unvereinbarkeit dieser Heranziehung der Gewerkschaften mit dem Wortlaut der Achtstundenverordnung behauptet: »Das Gesetz will ganz unzweifelhaft, daß der Gewerbeaufsichtsbeamte in der Lage sein soll eine Ausnahme zu gewähren, ohne an die Zustimmung der . . . Arbeitnehmerorganisation gebunden zu sein . . . An Stelle der Zustimmung der Arbeitnehmerorganisation soll die der Betriebsvertretung beziehungsweise der Arbeiterschaft des Betriebes genügen . . . Die Absicht des Gesetzgebers wird aber vereitelt, wenn nun durch die Dienstanweisung des sächsischen Arbeitsministers auch für diese Fälle unbedingt vorgeschrieben wird, daß die lokale Arbeitnehmerorganisation zu hören und, wie es in Ziffer 3 der Anweisung heißt, ihre Äußerung bei der Entscheidung möglichst zu beachten ist. Damit ist der Faktor, der nach dem Willen des Gesetzes ausschaltbar sein soll: die Organisation, zur unabweislichen Mitwirkung berufen und der Wille des Gesetzes durchkreuzt.« Man wird Hugo Sinzheimer Recht geben müssen, wenn er in einem Gegengutachten (abgedruckt im Textilarbeiter vom 14. April 1922 als Leiter) darauf hinweist, daß die Ausnahmebewilligung ja durchaus nicht von der Zustimmungserklärung der Gewerkschaft abhängig gemacht, vielmehr eine bloße Begutachtung vorgesehen ist; »es handelt sich nur um eine Pflicht zur Anhörung, nicht um eine Pflicht dem Gutachten zu folgen«; die Rechtmäßigkeit der Dienstanweisung sei deshalb anzuerkennen. Immerhin wird bei einer gesetzgeberischen Neuregelung dieses Gebiets die Aschenbrödelrolle der Gewerkschaften zu fallen haben.

Arbeitgeberorganisation Aus dem Geschäftsbericht 1921 der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände ist mancher lehrreiche Einblick in die unermüdliche Organisationsstätigkeit dieser Gegenfüßler zu den deutschen Gewerkschaften zu gewinnen. Die Steigerung der von den Unterverbänden repräsentierten Arbeiterkopfzahl, bis auf 8 Millionen, wurde schon in meinem Artikel Gewerkschaften, Arbeitsgemeinschaften und Arbeitgeberverbände (in diesem Band der Sozialistischen Monats-

hefte, Seite 499 ff.) erwähnt. Neben der allgemeinen Ausweitung ist aber zugleich kennzeichnend: die engere Führungnahme innerhalb der Industriegruppen, die sich bei dem Baugewerbe und der Textilindustrie zu Arbeitsgemeinschaften, im Holzgewerbe zum Einheitsverband verdichtete, ferner die immer festere Herausbildung von örtlichen, bezirklichen und einzelstaatlichen Zusammenschlüssen zwischen den zunächst überwiegend fachlich-beruflich aufgebauten grundlegenden Organisationen. »Ein lückenloses Netz von Landesstellen, Landes- und bezirklichen Zusammenschlüssen und Austauschstellen erstreckt sich jetzt über das gesamte Reich und dient als Verbindungsglied mit den einzelnen Wirtschaftsgebieten, sowie zum Tarif- und Pressenachrichtenaustausch. Schließlich war auch der Gedanke mitbestimmend einen Anhalt für die in der Bildung begriffenen Bezirkswirtschaftsräte zu schaffen . . . Auch an dem innern Ausbau der angeschlossenen Verbände ist viel geschehen. Kleine, schwächere Verbände haben sich an größere widerstandsfähigere angeschlossen oder sind in diesen aufgegangen; die Einsicht der Zweckmäßigkeit des Anschlusses örtlicher oder bezirklicher Fachverbände an bestehende Reichsverbände hat um sich gegriffen, der Gedanke der Notwendigkeit der Organisation im fachlichen und gemischtgewerblichen Verband beginnt durchzudringen.« Mit den Vertretungen sowohl des Handwerks wie der Landwirtschaft hat sich ein immer glatteres Zusammenarbeiten durchgesetzt. Daß man außerdem finanziell ganz anders als unsere Gewerkschaftsspitze aus dem vollen zu wirtschaften vermag, zeigt der Angestelltenstab und die Ausgestaltung der Abteilungen der Zentrallleitung. Von diesen bestehen nicht weniger als 9: Allgemeines und Sozialpolitik (an der Spitze Tänzler), Bureauleitung und Personalangelegenheiten, Organisation und Statistik, Presse, Arbeiter- und Angestelltenbewegung (Stein), Tarifwesen (Meißinger), Streikabwehr, Rechtsfragen, Arbeitsmarkt, Propaganda, Beziehungen des besetzten Gebiets, Vereinsauskunftei. Im Archiv wurden am Ende des Berichtsjahrs 28 Tageszeitungen und 162 Zeitschriften, Gewerkschafts- und Fachblätter zur Ausnutzung für die einzelnen Abteilungen bearbeitet; die nach Stoffgebieten gegliederte wertvolle Artikelschau des Arbeitgebers könnte sich die Gewerkschaftszentrale zum Vorbild nehmen, um alle angegliederten Ge-

werkschaftsstellen mit den wichtigsten Strömungen der öffentlichen Meinung, der unterstützenden und gegnerischen Tätigkeit regelmäßig in geistiger Verbindung zu halten. Auf die Presse scheint man überaus rühmig und stark einzuwirken. Das Personal der Geschäftsstelle bestand außer dem Geschäftsführer aus 7 Dezenten, 6 Referenten, 6 Assistenten und 60 Angestellten. Hierzu kommen die Geschäftsführungen und das Personal der bereits fester gefügten und reicher ausgestatteten Landesstellen Bayern in München, Sachsen in Dresden und Nordost in Königsberg mit zusammen 3 Dezenten, 2 Assistenten und 17 Angestellten. Der Internationalen Arbeiterorganisation ist man durch den letzten Kölner Beschluß beigetreten.

Totenliste Der Bauarbeiterverband trauerte an der Bahre *Franz Schäfers*, eines der Mitbegründer der Stukkateurorganisation, der am 18. Februar, 60 Jahre alt, in Leipzig starb

Am 9. April, 4 Tage vor seinem 81. Geburtstag, starb *Theodor Schwartz*, der seine Vaterstadt Lübeck 28 Jahre lang im Reichstag vertreten konnte. Als 8jähriger Junge bereits auf Brotverdienst angewiesen, in der Armenschule erzogen, nach Beendigung der Formerlehrjahre stellenlos, wurde Schwartz Schiffsjunge und Leichtmatrose, kehrte jedoch zeitweilig immer wieder zum Formerberuf zurück. Eines Tages hörte er Lassalle reden, und damit begann die Wendung zum politischen Leben, die ihn freilich bald wieder seiner Stellung in der Eisenießerei beraubte, so daß er sich von neuem der Schifffahrt zuwandte und, mit manchen lebensgefährlichen Abenteuern, auf lübischen, dänischen und englischen Seglern, nach einem Schiffbruch als Schiffskoch auf den zwischen Lübeck und den russischen Ostseehäfen verkehrenden Dampfern fuhr. Vor, während und nach dem Ausnahmegesetz war Schwartz ununterbrochen in der politischen und gewerkschaftlichen Organisation tätig. Er war Mitbegründer des Allgemeinen deutschen Formerbundes und nach dessen Auflösung des Zentralvereins der deutschen Former, auch eine Zeitlang der Redakteur des Formerorgans Glückauf, bis sich der Zentralverein mit dem Metallarbeiterverband verschmolz. Darauf übernahm er die Geschäftsführung der Lübecker Parteidruckerei, die er erst im Herbst 1919 niederlegte, als die Gebrüchen des Alters ihn dazu zwangen. Schon

1877 kandidierte er zum Reichstag, und seit 1890 vertrat er hier Lübeck. Besonders bei den Beratungen der Seemannsordnung entfaltete er seinerzeit eine vielbeachtete Tätigkeit.

Der Porzellanerverband verlor am 9. April seinen Fachblattredakteur und Schriftführer *Johann Schneider* im Alter von knapp 57 Jahren.

Am Gehirnschlag starb am 15. April im Alter von 64 Jahren *Karl Kräusel*, der 2. Vorsitzende des Deutschen Chorsänger- und Ballettverbands.

Der Bauarbeiterverband hat ferner den Tod *Ida Kolaß* zu beklagen, die in Bonn, während des Kriegsdienstes ihres Mannes, arbeits- und kampffreudig die Vereinsgeschäfte übernommen hatte und dann in Vohwinkel dem Verband hervorragende Dienste leistete. Dort ist sie am 2. Mai verschieden.

Am 9. Mai starb *Fritz Bruns*, der 22 Jahre lang als Hauptkassierer dem Fabrikarbeiterverband seine Kräfte gewidmet hatte, an einem Schlaganfall, im Alter von 64 Jahren.

Eigenpublikationen

Der Deutsche *Bauarbeiter*-verband hat die seit der Zeit des Zentralverbands der Maurer traditionelle Pflege der statistischen Untersuchungen über Berufs- und Lebensverhältnisse fortgesetzt und nach der letzten Aufnahme von 1915-1916 nunmehr über Löhne und Arbeitszeit im Baugewerbe 1910, 1916, 1919, 1920, 1921 auf das eingehendste berichtet. Für sozialpolitische Schlußfolgerungen sowie als Nachschlagewerk über den Stand der Löhne bis zurück zum Jahr 1910 ist das reichhaltige Material überaus brauchbar. Die weiteren Aufnahmen sollen entsprechend den jetzt häufigeren bedeutenden Lohnänderungen in kürzeren Zeiträumen vorgenommen und nach ihren Ergebnissen rasch veröffentlicht werden. Die fast 300 enggedruckten Buchseiten, meist sorgsamster Tabellen, offenbaren viel Fleiß und Gewissenhaftigkeit, aber zugleich viel anerkennenswerten Sinn für die Notwendigkeit von Arbeiten, die sich erst mittelbar in Verwertbarkeit und Erfolg umsetzen.

Für den Deutschen *Landarbeiter*verband hat ein Außenstehender, Julius Schmitt, die Tarifverträge in der Landwirtschaft bearbeitet. Beachtenswert ist auch hier die rasche Ausbreitung des vorher fast unbekanntem Tarifvertragswesens seit 1918, andererseits aber auch die verschiedenartige Gestaltung der Verträge nach Bezirken.

Über die Reichskonferenz der Gas-, Elektrizitäts- und Wasserwerksarbeiter, die vom 20. bis zum 22. Januar 1922 in Kassel stattfand, ließ jetzt der Verband der *Gemeinde- und Staatsarbeiter* das Protokoll erscheinen, das wegen der eigenartigen Stellung der lebenswichtigen Betriebe, ferner wegen der Tendenzen für Sozialisierung und Kommunalisierung, andererseits für stärkere Wiederbeteiligung des Privatkapitals (Referate von Bunte, Dohle, Heckmann, Müntner) Interesse beanspruchen darf. Außerdem referierte Emil Dittmer über das Arbeitszeitgesetz, Clemens Nörpel über die Betriebsrätefrage, Benno Chajes über die Unfallgefahren und Berufskrankheiten der erwähnten Betriebe.

Musterhaft klar und umsichtig ist das 4. Heft der Lehrbeihilfe für *Betriebsräteschulen* /Reichenberg, Zentralgewerkschaftskommission des Deutschen Gewerkschaftsbundes in der Tschechoslowakei/, in dem Clemens Nörpel den Tarifvertrag und die Lohnformen darstellt: gemeinverständlich und doch mit vollster Beherrschung des Stoffs. Vom selben Verfasser erscheint auch eine Heftfolge *Aus der Betriebsrätepraxis* /Berlin, Buchhandlung Vorwärts/; den I. Teil bildet ein Leitfaden durch das Betriebsrätegesetz.

Kurze Chronik Ein langwöchiger, sich von Mitte März bis zum 23. Mai in wachsender Ausdehnung hinziehender Kampf der *süddeutschen* Metallarbeiter um die 46- beziehungsweise 48 Stunden-Woche endete in einem Kompromiß. ◊ Eine 8 Wochen dauernde Aussperrung von 100 000 Arbeitern in *Dänemark* brachte den Unternehmern nicht den erhofften Erfolg: Der Achtstundentag blieb aufrechterhalten, nur sind die Löhne um 3 % mehr herabgesetzt als die Indexziffer anzeigt, dafür unterbleibt aber für die nächsten 6 Punkte des Indexzifferfalls eine Lohnkürzung. ◊ Die Einrichtung von *Zwangsgewerkschaften* wird in Spanien geplant. Sowohl in Regierungswie in Unternehmerkreisen hat man sich dafür ausgesprochen, um dem Syndikalismus ein Gegengewicht zu schaffen; ebenfalls, unter bestimmten Bedingungen, die nichtsyndikalistischen Arbeiter. ◊ Am 9. April konnte der verehrte Veteran der deutschschweizerischen und der gesamten internationalen Arbeiterbewegung *Herman Greulich* in erfreulicher Rüstigkeit seinen 80. Geburtstag feiern.

Literatur

Der Privatdozent an der Hamburger Universität *Theodor Plaut* hat das Entstehen, das Wesen und die Bedeutung des Whitleyismus, also des englischen Gegenstücks zu unseren deutschen Arbeitsgemeinschaften, zum Gegenstand einer größeren wissenschaftlichen Arbeit gewählt /Jena, Gustav Fischer/. Es steckt viel Sammelfleiß in dem beigebrachten Material über die »industrielle Unruhe« der Kriegs- und Übergangszeit und über die allgemeinen Strebeziele und die bisherige Einzelentwicklung der Whitleyorganisationen. Weniger gelungen ist der Versuch sie in die größeren sozialgeschichtlichen Zusammenhänge einzugliedern und der gelegentliche Vergleich mit deutschen Vorgängen. Schon die Titelbezeichnung des Whitleyismus als des englischen Typs der »Betriebsräte« ist irreführend. Unseren Betriebsräten entsprechen noch am meisten die Works Committees in England; aber diese sind, bei Whitley und in der Praxis, vergleichsweise nebensächlich gegenüber den zentraleren Joint Industrial Councils für ganze Industriezweige, und diese Councils bilden sich nicht aus den Betrieben sondern aus den berufsallgemeinen (wenn auch recht oft bedauerlich zersplitterten) Gewerkschaften und den entsprechenden Arbeitgeberverbänden heraus und widmen sich Aufgaben, die denen unserer Arbeitsgemeinschaften gleichen: wobei sich natürlich die Unterschiede der englischen und der deutschen Wirtschafts- und Sozialentwicklung stark geltend machen. Den dargebotenen Stoffreichtum wird man aber um so rückhaltloser anerkennen müssen, als die englischen Parlamentsdrucksachen, Flugschriften und Zeitungen aus der Kriegs- und Übergangszeit sonst nur schwer und lückenhaft zugänglich sind. Das Buch wird deshalb neben den verdienstvollen Arbeiten Charlotte Leubuschers und Charlotte Mendelsohns unentbehrlich bleiben. ◊ Über den Closed Shop in den Vereinigten Staaten hat *Lamar J. Beman* eines jener echt amerikanischen Handbücher zusammengestellt /New York, H. W. Wilson Company/, die trotz allen Mängeln im einzelnen doch den weitesten Kreisen einen ganz guten und willkommenen Überblick und die Möglichkeit eines eigenen Urteils verschaffen. Wichtigere Enquetefeststellungen, Auszüge aus Kongreßdrucksachen, mehr wissenschaftliche Aufsätze und flüchtige Zeitungs- und Interessentenkundgebungen wechseln in bunter Rei-

henfolge; Commons und Gompers kommen ebenso gut wie die bekanntesten Scharfmacher zu Wort, und eine Literaturübersicht ermöglicht weitere selbständige Informationen. Es wäre meines Erachtens kein Fehler, wenn deutsche Verleger und Herausgeber sich mehr als bisher auf diese Art der Unterrichtung und Aufklärung werfen würden. (Diehl-Momberts Ausgewählte Lesestücke zum Studium der politischen Ökonomie /Karlsruhe, Braun/ sind zu sehr auf einen kleineren wissenschaftlichen Kreis zugeschnitten.) ◊ In den Johns Hopkins Universitys Studies /Baltimore, The Johns Hopkins Press/ hat *Frank J. Stockton*, dem wir früher eine eingehende Studie über den Closed Shop verdankten, die Internationale Formergewerkschaft Nordamerikas in ihrer Entwicklung aus lokalen Fachvereinen bis zum vereinsstaatlich-canadischen (internationalen) Verband sowie in ihrer Verfassung (Unterstützungswesen, Streikkontrolle, Abgrenzung gegen andere Gewerkschaften) und nach ihrer Taktik (Tarifvertragspolitik, Behandlung der ungelerten Arbeiter, Boykott usw.) ausführlich dargestellt. ◊ Die Arbeitsstatistische Abteilung des *Washingtoner Arbeitsdepartements* veröffentlicht als 279. Bulletin eine ausführliche Statistik über die Arbeitszeiten (auch die Schichtenzahl) und Löhne der Bergarbeiter in den Anthrazit- und sonstigen Steinkohlengruben /Washington, Government Printing Office/. Sehr dankenswert ist dabei die am Schluß angefügte alphabetisch geordnete Erklärung der Namen und Tätigkeiten der verschiedenen Bergarbeiterkategorien. ◊ Über die Frauenarbeit im Staat New York, unter Vergleichen mit der gesamten Union, gibt das *New Yorker Arbeitsdepartement*, das unter der Leitung des Commissioners Henry D. Sayer steht, eine sehr gute Übersicht heraus, unter dem Titel *Women who Work*. ◊ Mehr die gesetzgeberischen Probleme, die durch das Wachstum der Frauenarbeit aufgeworfen werden, behandeln Ray S. Trent und Eleanor L. Lattimore in einer Aufklärungsschrift der *Young Women's Christian Association* /New York, National Board/, unter dem Titel *Legal Recognition of Industrial Women*. ◊ Halb Fest- halb Werbeschrift ist das mit Bildern und Inseraten reichlich durchsetzte Heft, das der 5. Unterbezirk des 6. Gaus der *United Mine Workers of America* unter dem Titel *The Official Miner's Service Record and History* /Ohio, Bellaire/ herausgebracht hat.

Frauenbewegung / Meta Corssen

Meisel-Heß† Am 18. April, gerade an ihrem 43. Geburtstag, ist in Berlin Grete Meisel-Heß gestorben. Die Frauenbewegung verliert durch ihren frühen Tod eine Persönlichkeit, die ihre Probleme mit weitem Blick und in aller menschlichen Tiefe umfaßte und sich von Anfang ihres Wirkens an entschieden für eine grundlegende äußere und innere Umgestaltung des Frauendaseins einsetzte. Grete Heß wurde am 18. April 1879 in Prag geboren. 5 Jahre widmete sie sich in Wien dem Studium der Philosophie, Biologie und Soziologie. Mit ihrer Übersiedelung nach Berlin trat sie in die Reihen der Frauenbewegung ein, die sich ihr als Teilerscheinung einer großen geistigen und sozialen Umwälzung darstellte. Ihre ersten Schriften Generationen und ihre Bildner /1901/, In der modernen Weltanschauung /1901/ zeugen von dem lebendigen Gefühl für das Heraufsteigen neuer Lebensformen. Als Ziel erscheint ihr, deren eigene Weltanschauung ein ausgeprägter Individualismus ist, eine sozialistische Gesellschaft, die dem einzelnen die volle Entfaltung seiner Persönlichkeit ermöglicht. In ihren Hauptwerken, die dann spezielle Frauenprobleme behandeln, bilden die Fragen, die der Wandel der Zeit in dem individuellen Leben der Frau aufwarf, den Mittelpunkt ihres Interesses. Sie geht aus von der Forderung aller Freiheit und Rechte für die Frau: Erschließung aller Berufe, Möglichkeit der Erwerbsarbeit auch in der Ehe, Freiheit auch in der Gestaltung ihres Geschlechtslebens. Auf diese persönlichste und innerlichste Seite der Frauenfrage legte sie das Schwergewicht ihrer eigenen Tätigkeit. Für die von der Gesellschaft verfolgte uneheliche Mutter trat sie durch ihr Wirken im Bund für Mutterschutz ein. Ihre Hauptarbeit aber richtete sich darauf durch wissenschaftliche Erforschung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern für die neue Freiheit einen positiven bessern Inhalt zu schaffen an Stelle dessen, was sich unter der Moral der heutigen Gesellschaft verbirgt. In ihren 3 Büchern Die sexuelle Krise /1909/, Das Wesen der Geschlechtlichkeit /1916/, Die Bedeutung der Monogamie /1917/ spürt sie den Ursachen des Elends und der Verworfenheit auf dem Gebiet des sexuellen Lebens nach; sie leuchtet in die Abgründe des Triebhaften hinein und deckt die verhängnisvollen Zusammenhänge zwischen Sinnen- und Seelenleben auf, und sie

verkündet als einzigen Weg zur Gesundung die Verwirklichung der Monogamie. Nicht die äußerliche Anerkennung der legitimen Ehe, sondern die Wahrung des monogamen Prinzips durch den Willen zur Reinheit und Treue, zur Ausschließlichkeit und Dauer beim Eingehen einer Liebesverbindung. Zuletzt kommt sie dabei wieder zu einer relativen Würdigung der bürgerlichen Ehe, aber von ganz anderem Gesichtspunkt als deren Verteidiger; sie leitet ihre Forderung nicht von irgendwelchen äußeren Notwendigkeiten sondern ganz aus dem inneren Wesen des Verhältnisses zwischen Mann und Weib her, und darin liegt der besondere Wert dieser Untersuchungen. Aus dem selben Reichtum an Erfahrenem und mit feiner Einfühlung Erforschtem, aus dem sie erwachsen sind, gestaltet Meisel-Heß in ihren Romanen, von denen hauptsächlich Fanny Roth, eine Jung-Frauen-Geschichte /1902/, Die Stimme /1907/ und Die Intellektuellen /1911/ zu nennen sind, Kämpfe und Konflikte von Frauen, die an diesen Erlebnissen wachsen, innerlich weit und fest werden. Eine reiche und warme Menschlichkeit spricht aus all ihren Schriften, sei es im tiefen Ernst des Kampfs oder im Ton heiterer und gütiger Überlegenheit, der ihren Betrachtungen zur Frauenfrage /1914/, einer Reihe von Abhandlungen über verschiedene Einzelfragen, das Gepräge gibt.

Geistige Emanzipation

Der Teil der Frauenbewegung, der wichtiger ist als die Erringung der äußern Gleichstellung mit dem Mann, und der zugleich die viel schwerere Aufgabe bedeutet, ist die innere Befreiung und Umwandlung der Frau, ihre Erlösung aus den Grenzen des Nurweiblichen zum vollen Menschentum, zur Entfaltung aller Kräfte, die die Ausübung der Rechte für die Gesamtheit fruchtbar machen. Was auf diesem Weg noch zu überwinden ist, predigt eindringlich aus stark erlebter schmerzlicher Erfahrung das Buch Nadja Strassers Das Ergebnis /Berlin, S. Fischer/. Strasser nennt den Kampf, den sie für die Frauen führen will, einen Kampf für die Pflichten der Frau gegen das Geistig-Menschliche, gegen sich, einen Kampf der Frau um Geist. Sie schildert, wie sich die Frau zum gefügigen Geschöpf des Mannes, zum bloßen Objekt seiner Wünsche hat machen lassen, wie der durch die heutigen Verhältnisse und gesellschaftlichen Anschauungen gebotene Konkurrenzkampf der Frauen um den Mann ihrem eigenen Leben jede Würde nimmt und sie hart und mitleid-

los macht gegen ihr eigenes Geschlecht; wie ihre innere Unfreiheit ihr ein einfach menschliches Fühlen und Urteilen erschwert. Sie führt die Schicksale einsam gewordener Frauen vor, die, als sie einen eigenen Weg wählten, einer unwürdigen Abhängigkeit entflohen, von den Menschen ausgestoßen wurden und am meisten unter der Engherzigkeit der Frauen litten, die sich sklavischer an die bestehende Ordnung binden als der Mann, der sie geschaffen hat. Der Mann aber entspricht diesem Typus der Frau, er, der sie nur will als das, wozu er selbst sie macht, als Spielzeug oder als Götzen. Das ganze Elend des Frauendaseins ist hier als Teilerscheinung eines allgemeinen Niedergangs, einer durchgehenden Verrohung und Verzerrung der Menschlichkeit, gesehen. Die Zeit muß erst kommen, wo die Gemeinschaft zwischen Mann und Frau wieder Sinn und Tiefe hat: »eine Gemeinschaft, in der Mann und Frau den Mut zu sich selbst finden, in der jeder dem andern nur dann etwas ist, wenn er sich selbst etwas zu sein vermag«. Die Frau muß, nachdem sie den Halt verloren hat, den früher sicher umhørende Mächte, Familie und Sitte, ihr boten, dahin kommen ihren Schwerpunkt in sich selbst zu finden, will sie sein und leisten, was heute ihrem Sein und ihrer Leistung in früheren Zeiten entspricht; und der Mann muß innere Stärke genug haben auf die schmiegsame, eines eigenen Selbsts entbehrende Frau zu verzichten. Die Zeit, die immer mehr die Frauen zwingt ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, kann dieser Wandlung günstig sein.

Neuer Frauentypus

Über solche Veränderungen in der geistigen Physiognomie der Frau muß in besonderer Weise die zeitgenössische Dichtung, die nicht an die heutige Wirklichkeit gebunden ist, sondern spätere Entwicklungsformen vorahnen und deuten kann, Aufschluß geben können. Symptomatisch in diesem Sinn sind schon, soweit sie sich mit Frauenproblemen befassen, die nicht literarischen Gattungen des Romans, der Unterhaltungs- und Tendenzroman. Freilich zeigen sie nur erst das verworrene Chaos, aus dem etwas Neues werden könnte, das Zerbröckeln der überlieferten Formen, die Verschiebung der bisher geltenden Maßstäbe, das unklare Verlangen nach etwas Besserm, ohne daß doch, infolge einer oft ganz unorganischen Vermengung alter und neuer Elemente, eine Richtung gewiesen, oder auch nur durch eine

künstlerische Beherrschung des Stoffs der Zerfall des Alten überzeugend zur Anschauung gebracht würde. Ich denke dabei an Romane wie Annemarie von Nathusius Eros /Berlin, Richard Bong/ und Die Glückssucherin /Berlin, Otto Janke/, Else Albers Die Geschichte der Studentin Gertrud Terbille /Heidelberg, F. W. Schröder/, Arthur Zapp Junggesellinnen /Dresden, Deutsche Buchwerkstätten/ und Bürgerliche und natürliche Liebe /Hamburg, Gebrüder Enoch/, Erna Grautoff Uta Curetis /Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/. Sie alle sind, gleichviel wie es um den literarischen Wert des einen oder andern Buches stehen mag, unter diesem Gesichtswinkel bemerkenswert.

Wo wir in der Literatur Frauenschicksale dichterisch geformt finden, da zeichnen sich, von verschiedenen Seiten gesehen, bald die eine bald die andere stärker beleuchtet, die Umrisse eines neuen Frauentypus vor uns ab. So läßt Adele Gerhard (Am alten Graben /Berlin, Morawe & Scheffelt/) in einem fein gezeichneten Bild die seelische Entwicklung einer Frau sichtbar werden, die an der Schwelle einer neuen Zeit steht, »nicht mehr die Frau von einst, die Mutter der vielen Kinder, die das Brot den Kleinen sorgsam zuteilt, die Frau, deren Form die lebenslängliche Einehe ist«, eine Frau, die, ohne zu suchen, von dem Zwang einer wissenschaftlichen Begabung geführt, eine eigene Stellung zu den Dingen gefunden hat und sicher in sich selbst ruht, die mit schlichter Notwendigkeit auch in ihrer Liebe über äußere Schranken hinweg ihren Weg geht, und die doch mit starken Wurzeln in der Vergangenheit haftet, die in ihrem Verhältnis zum Mann fühlt wie die Generationen vor ihr: »Frauengenerationen, denen der eine, einzige Mann Notwendigkeit, Schicksal, Bestimmung ist«. Kaum läßt sich ein stärkerer Gegensatz zu dieser Frauengestalt denken als er in den verschiedenen weiblichen Typen verkörpert ist, die in den Romanen der dänischen Dichterin Agnes Henningsen geschildert werden: Polens Töchter, Die vielgeliebte Eva, Die 4 Liebsten des Christian Enevold Brandt, Die große Liebe, die der Verlag Axel Juncker in Berlin in deutscher Übersetzung herausbrachte. Sie haben gerade auf erotischem Gebiet vollständig mit allen überlieferten Anschauungen gebrochen. Es sind Frauen, die äußerlich frei im Leben stehen, die ihr Beruf unabhängig macht, Schauspielerinnen, Sängerinnen, Schriftstellerinnen, Malerinnen, und die

sich nun auch in ihrem Liebesleben unabhängig machen wollen. »Eine Frau, die tüchtig ist, wie ein Mann, darf auch Freuden haben wie ein Mann«, äußert einmal eine von ihnen. Sie geben sich nicht hin, sie nehmen den Mann wie sie ihn brauchen, sie lassen sich nicht brechen durch seine Untreue, die sie, Gleiches mit Gleichem, vergelten. Ganz ohne Tendenz, mit einer fast unheimlichen Objektivität und mit einem unglaublichen psychologischen Scharfblick ist diese Welt, deren Atmosphäre ständig mit erotischer Spannung geladen ist, dargestellt, und die Geschöpfe, die in dieser Luft atmen, wirken, so wie sie da sind, mit der Überzeugungskraft von etwas Tatsächlichem. Frei geworden allerdings sind diese Frauen doch nur in einem beschränkten Sinn: Sie haben die Fesseln für die Entfaltung ihres sinnlichen Lebens abgeworfen, und es sind seelische Kräfte dadurch in ihnen ausgelöst worden. Aber sie sind in stärkeren Fesseln geblieben, die sie nicht lösen können, in denen ihres Geschlechts; nur das erotische Erleben des Augenblicks ist für sie Wirklichkeit, zu allen anderen Seiten des Lebens haben sie keinen Zugang; von ihrem Beruf erfährt der Leser nur die Tatsache, daß sie ihn haben, er hat für sie keinerlei innere Bedeutung; und so hat ihr ganzes Wesen nirgends einen Mittelpunkt. Und doch lebt in ihnen ein Zug, der über die Welt, in der sie sich bewegen, hinausweist, eine unausgesprochene, kaum bewußte Sehnsucht nach einem großen Gefühl, nach etwas, was ihrem Leben einen einheitlichen Sinn geben könnte, nach einer Liebe über all den Fragmenten von Liebe, die ihnen das Leben bietet.

Die bewußte Verkündung einer neuen Frauengeneration stellt das Buch Magdeleine Marx' Weib (deutsche Ausgabe von Stefan und Friedrike Marie Zweig /Basel, Rheinverlag/) dar, ein Roman, der in der Form halb lyrischer Bekenntnisse Schicksal und Erleben einer einzelnen Frau gestaltet. Die Verfasserin spielt eine bedeutende Rolle in der Clarté, der geistigen Bewegung des jungen Frankreichs, der vor allem die Werke Henri Barbusses die Richtung gegeben haben. »Um mit einem Blick zu erfassen«, heißt es in diesem Buch bei der Schilderung einer Frau, »daß unsere eigenste Menschlichkeit seltsam neu ist, genügte es diese eine zu verfolgen, die ihren Willen auf eigenen Schultern trägt, ihn nach ihrer innern Denkweise lenkt, ihrem schlichten Wunsch zu leben, stark und wahrhaftig zu sein.« Und was die

Hauptgestalt des Romans selbst nun wirklich zum Typus einer neuen Zeit, zu einer geistig revolutionären und zukunftsverheißenden Erscheinung macht, ist noch nicht, daß sie, aus einem reichen bürgerlichen Haus stammend, ihre Familie verläßt, um sich auf eigene Füße zu stellen, und sich auch, nachdem sie geheiratet hat, weiter selbst ihr Geld verdient, ist nicht, daß sie sich an die gesellschaftlichen Vorschriften über Liebe und Ehe nicht bindet sondern sich ein eigenes Gesetz schafft, oder wenigstens sind es nicht diese Tatsachen an sich, sondern es ist ihre gesamte geistige Haltung gegenüber dem Leben und allen seinen Erscheinungen. Es ist der rastlose und unerbittliche Wahrheitsdrang, mit dem sie ihr eigenes Leben, ihr inneres Verhältnis zu den Menschen und den Dingen in jedem Punkt von Grund auf neu untersucht. Und dies ist ein Forschen nicht nur mit dem Verstand sondern mit allen Kräften der Seele und des Körpers. Sie will gleichsam jede Wirklichkeit bis ins Letzte durchfühlen und durcherleben. Dabei bleibt sie vor keiner Konvention, vor keinem traditionellen Gefühl stehen; mit einer nichts beschönigenden und nichts verschleiern- den Aufrichtigkeit gegen sich und andere verkündet sie, was sie gefunden hat. Dieser durch absolute Wahrhaftigkeit gegen sich selbst geschärfte Blick durchschaut mit gleicher Klarheit die Schwächen in dem ganzen Lebensaufbau der alten Generation.

Und das Leben, das sie sich selbst nun schafft, wirkt so, als Ausfluß einer neu errungenen und erlebten Daseinsanschauung, wirklich wie die Botschaft von einem neuen Frauentum, das, bestimmte naturgegebene Elemente des Weiblichen entschieden bejahend, doch ständig seine Grenzen ins allgemeine Menschliche aufzuweiten strebt. Diese Frau ist keine, die durch besondere geistige Fähigkeiten zu irgendeinem Beruf bestimmt wäre. Nur ihr starker Wille sie selbst zu sein drängt sie aus den angeborenen Verhältnissen heraus und läßt sie in der schlichten Tagesarbeit in einem Bureau eine feste Stütze finden. Dieser Wille bestimmt auch das, was ihr inneres Leben fühlt und trägt: ihre Liebe, ihr Verhältnis zum Mann. Und so ist die große Lebenskameradschaft mit dem ersten Mann, dem ihre Liebe sich zuwendet, dem ersten "brüderlichen" Mann, dem sie begegnet, auch nur scheinbar und äußerlich eine bürgerliche Ehe; auf ihre Initiative hin eingegangen, gründet sie sich auf eine tiefe, rein innerliche Gemeinschaft,

sie macht jeden ganz frei und doch des andern absolut sicher; »Er könnte uns verlassen: seinen Herd, seine Liebe, sein Kind, ohne nur einen Blick rückwärts zu werfen, ich würde ganz einfach sagen: Er mußte gehen. Möge er unsrer Liebe folgen und seinen Weg einschlagen, so lieben wir einander.« Und als sie selbst dann von einer neuen Leidenschaft ergriffen wird, die ganz andere Saiten ihres Wesens zum Klingen bringt, da folgt sie ihr wie einer fraglosen Notwendigkeit, ohne sie ihrem Mann zu verheimlichen, dem sie am Anfang gesagt hat: »Ich werde dein Glück immer lieben. Und wenn es einst die Tügel einer andern Frau tragen sollte, so sei diese Frau mir teuer.« Es kostet Schmerzen und innern Kampf; aber der Bund zwischen beiden ist so fest gefügt, daß er eine zweite Liebe neben sich erträgt. Der Wille zu sich selbst aber läßt die Frau in der Liebe, so intensiv sie sie mit Seele und Sinnen erlebt, doch nicht untergehen. Diese ist weit über das Geschlechtliche hinausgewachsen, alles Körperliche wird ihr zur Sprache der Seele. Das Ziel ihrer Liebe ist immer das Menschliche, der Geliebte ist ihr nicht wie der Frau, die nur Gattungswesen ist, der Gott oder der Feind, sondern »ein Freund, den man trotz der Leidenschaft finden muß«. Über dem Liebeserlebnis steht ihr immer das Ganze ihres Lebens: »Die Liebe ist nur das, was das Leben erhöht.«

So ist ihr auch das Muttersein bei aller sorgenvollen Zärtlichkeit für ihr Kind keine letzte Erfüllung. Wie sie selbst sich durch einen Riß von der frühern Generation getrennt fühlt, so empfindet sie, daß ihr Lebenszentrum sich mit dem ihres Kindes nicht deckt: »Ich werde nie deine Höhe erreichen.« Nicht aufgehen in den Kindern sondern »sich anstrengen sein eigenes Schicksal zu erfüllen, und wehe, wenn es hinter ihnen zurückbleibt«. So atmet sie beständig des Daseins ganze Fülle, sie lebt mit der Natur, sie fühlt sich so dem All verschwistert, daß sie den Moment des Todes, des Verlöschens und Aufgelöstseins im Kosmos erleben kann; sie leidet mit fremden Menschen, mit den armen unwissenden Müttern, den verachteten Prostituierten; und so, durch den Reichtum des Erlebens gestärkt, vermag sie auch aus dem großen Schmerz über den Tod der beiden Männer, die sie liebt, Kraft zu neuem, stärkerm Leben zu schöpfen. Der zweite Roman der selben Dichterin Du (deutsche Ausgabe von Victor Henning-Pfannkuche / Basel, Rheinverlag) führt die Linie des ersten fort. Für die

Frau, die hier im Mittelpunkt der Erzählung steht, bedeutet das Verhältnis zum Mann auch tatsächlich nicht mehr den Hauptinhalt des Daseins. Das mit aller Kraft und Glut ergriffene erotische Erlebnis, das am Anfang ihres Lebens steht, ihr die erste Antwort auf ihr bohrendes, stauendes Suchen nach sich selbst, nach dem Sinn ihres Wesens gibt, ist doch nur eine Stufe, auf der sie zuerst über die Grenzen ihres Ichs hinausgeführt wird, sich fortgerissen fühlt in einen Strudel, der aus einer unbekanntem Tiefe hervorbricht; bis sie erfährt, daß das zweite Ich doch nicht groß genug ist ihres Wesens Erfüllung zu sein. Und nun beginnt ihr eigentliches Leben. Sie wirft sich, mit dem gleichen leidenschaftlichen Mühen, mit einer körperhaften Hingabe in den sozialen Kampf. Wie sie in der Stille einer gewaltigen Natureinsamkeit mit der Idee, für die sie kämpft, immer fester verwächst, weitet sich ihre Seele, jenes Todeserlebnis des ersten Romans kehrt hier, nur noch viel intensiver, wieder, und die große Schwungkraft, die die Welt bewegt, strömt in sie ein. Im Zwiegespräch mit den Grabhügeln und Kreuzen eines kleinen Kirchhofs geht ihr das Geheimnis der Ewigkeit des Lebens auf, das »aus weiterer Ferne kommt und in weitere Ferne strebt als wir selbst.« Und in einer letzten Offenbarung leuchtet nun die große Einheit alles Lebens vor ihr auf: Es ist die Liebe zu den Menschen, das hinströmende Sichopfern für die Armen und Elenden, das ihr Herz mit Himmel und Erde, mit dem Wald und den Winden im gleichen Takt schlagen läßt, das während einer Sekunde ihr Ich dem ewigen Du gleich macht: »Du geregelter Pulsschlag des Weltalls, geheimnisvolle Ordnung du, du Wesen, das du deine wasserklaren Lichter voller Glorie auf die beiden Augen meines Geliebten setztest, du Wesen, das du mir glichest, das du dein Blut einer simplen Idee leihst, um einen unendlichen Bogen daraus zu machen, das du in diesem Augenblick in mir haust und mich zum Erbeben bringst, das du mein Haupt hoch hebst, das du in meine Arme strömt wie eine brennende Lavafllut, du Wesen, von dem man niemals etwas weiß, das man nur fühlt, du Wesen, das du da bist und das du nach mir in alle Ewigkeit fortwirken wirst, Gott, ja Gott, du, Du!« So schließt dieses glühende Bekenntnis einer Dichterseele. Vielleicht kann es eine Fackel werden auf dem Weg, der die Frauen zur Entfaltung ihrer ganzen Menschlichkeit führt.

Liebesleben Mit den Schlüssen, die sich aus der literarischen Selbstdarstellung der Frau ziehen lassen, vor allem für ihr Verhältnis zum Mann, für die Bedeutung der Erotik in ihrem Leben, berührt sich in manchen Punkten der Versuch, den Mathilde von Kemnitz in ihrem Buch *Erotische Wiedergeburt* /München, Ernst Reinhardt/ unternimmt; wissenschaftlich, auf Grund biologischen und anatomischen Materials, die Gesetze des Sexuallebens und damit Richtlinien für die Sexualethik aufzustellen. Sie verfolgt die Entwicklung des geschlechtlichen Lebens durch die Stammesgeschichte der Wirbeltiere und sucht nachzuweisen, daß das, was uns als moralischer Tiefstand und moralische Verwirrung erscheint, zugleich unnatürliche Verkehrung ursprünglicher Verhältnisse ist und vor allem auf einer Verkennung und Nichtbeachtung der Gesetze der weiblichen Sexualität beruht. Es zeigt sich bei den niederen Wirbeltieren, die sich durch äußere Befruchtung fortpflanzen, eine größere Abhängigkeit des männlichen vom weiblichen Geschlecht, die sich bei den höheren Tieren noch darin äußert, daß das Weibchen erst nach längerer Werbung und nur zu bestimmten Zeiten, die durch die Beschaffenheit seines Organismus, durch die Periode der Eireifung, bestimmt sind, die sexuelle Gemeinschaft gewährt. Bei den Menschen ist dies Verhältnis umgekehrt; durch den aufrechten Gang konnte es dem Mann, der wie schon bei den Tieren leichter, durch den bloßen Anblick des Weibes erregt wird, gelingen die Frau seinem Willen zu unterwerfen. So wurde der besondere Rhythmus der weiblichen Sexualität nicht mehr beachtet, die Werbung fiel sehr oft weg. Dadurch wird die in der Entwicklung des weiblichen Organismus, in der Komplizierung und Erschwerung des Geburtsvorgangs begründete Empfindungslosigkeit eines großen Teils der Frauen bei der sexuellen Gemeinschaft, die sogenannte Frigidität, die also keine Krankheit ist, begünstigt. Wesentlich für die Überwindung dieser Empfindungslosigkeit, für das erotische Glück der Frau, ist vor allem die Vergeistigung der Sexualität, die schon bei den höheren Tieren als Verknüpfung des Sexualtriebs mit Sinneseindrücken eintritt, beim Menschen durch Verbindung mit seelischen Funktionen sich immer mehr verfeinert. Da bei dem komplizierteren Organismus des Menschen die Fortpflanzung besser gesichert ist, wenn der mütterliche Körper erst ganz

ausgebildet ist, tritt zum Schutz vor zu früher Schwangerschaft bei der Frau die sexuelle Erregbarkeit erst längere Zeit nach der Geschlechtsreife ein, in der 1. Hälfte der zwanziger Jahre; bis dahin äußert sich der Sexualtrieb in ganz vergeistigter Form, als "Schwärmerei", während er sich beim Mann viel früher voll ausgebildet. Bei der großen Bedeutung, die Jugenderlebnisse für das ganze Leben des Menschen haben, bleibt daher der Sexualtrieb bei der Frau im allgemeinen in besonderem Maß an das Geistige gebunden. Nun tritt, nach Kemnitz, mit der Vergeistigung des Sexualtriebs eine »Fixierung« ein, das heißt, er bindet sich immer mehr an bestimmte Personen des andern Geschlechts, die letzte Entwicklungsstufe ist die Bindung an eine einzige Person. Wenn nun die Frau das volle Erlebnis der sexuellen Gemeinschaft, die »sexuelle Beglückung«, wie die Verfasserin es nennt, auf seelischem Weg erfahren soll, so müßte ihr eine freie Wahl möglich sein, die ihr aber mehr geschmälert ist als bei den Tieren. Durch lange Werbung, allmähliche, seltene Gewährung der sexuellen Gemeinschaft könnte ihre Frigidität überwunden werden; der Mann müßte suchen ihr das Glück zu bereiten. Tatsächlich ist er dazu im allgemeinen kaum imstande, schon weil er von der Sexualität der Frau gar nichts weiß. Über die Ursachen der Empfindungslosigkeit, über die Art der weiblichen Erotik herrschen ganz irrige Vorstellungen. Das halb mütterliche halb kindliche Gefühl, das viele Frauen dem Mann widmen, und das vielfach für spezifisch weibliches Liebesempfinden gehalten wird, ist nur ein Ersatz für wirkliche Erotik bei den Empfindungslosen. Die größte Verbiegung und Verwirrung des Sexuallebens aber ist, wie Kemnitz meint, durch die künstliche Erregung des Sexualtriebs hervorgerufen worden, die der Mensch kraft seiner Fähigkeit Zusammenhänge zu erkennen eingeführt hat, unterstützt durch den Alkohol. Dieser Überreizung ist besonders das männliche Geschlecht verfallen, seiner leichteren Erregbarkeit wegen, die durch Koketterie von seiten mancher Frauen ausgenutzt wird. Der künstlich erregte Sexualtrieb stumpft sich durch Gewohnheit ab, muß wieder aufgepeitscht werden, und so entsteht alles Elend, so wird die Prostitution immer wieder gefördert, und so bildet sich die Kluft zwischen den Männern und den normalen, spät erwachenden Frauen, die deren erotisches Glück natürlich noch mehr zur

Unmöglichkeit macht. Durch die Empfindungslosigkeit der Frau entstehen oft Krankheiten, hauptsächlich nervöser Art; sie wird in vielen Fällen unfähig Mann und Kinder zu verstehen. Auch die geistige Produktivität der Frau würde sich möglicherweise bei gesundem Sexualleben ganz anders entwickeln. Aber die heutigen Zustände entsprechen im Grunde auch nicht der Natur des Mannes, die kein müheloses Genießen sondern langes, schwieriges Werben verlangt. Die männliche Sexualität mit ihrem ruhelosen Wechsel, ihrer Herrschaft über die Frau in der Ehe, ist nicht die natürliche, sie ist eine Verkehrung, die in ihrer höchsten Steigerung als Sadismus erscheint. Ähnlich beleuchten andere krankhafte Erscheinungen die Unnatur des heutigen Sexuallebens; den Tiefstand der Beziehungen zwischen Mann und Frau kennzeichnet zum Beispiel die Tatsache, daß viele homosexuelle Männer in der Vergeistigung ihrer Erotik höher stehen als heterosexuelle, so daß sie oft nicht ganz mit Unrecht sich für gesunder und wertvoller halten.

Die sozialen Formen der Erotik in ihrer Verschiedenheit sind nun nach Kemnitz dadurch bestimmt, daß es von Natur verschiedene Grade der Vergeistigung und damit der Fixierung des Sexualtriebs gibt, die auch noch künstlich beeinflusst sind; und durch das Zusammenreffen von Menschen verschiedener Stufen entstehen dann die Konflikte. Die Verfasserin unterscheidet natürliche Polygamie (Möglichkeit erotischen Empfindens für verschiedene Personen zu gleicher Zeit) und anezogene Polygamie, die in ständigem Wechsel bestehe, und ebenso verschiedene Arten der Monogamie, die rein äußerliche, die Kaufehe, die Ehe aus Bequemlichkeit und die innere Verschmelzung, die höchste Form vergeistigter Sexualität. Die Grenzen sind natürlich nicht immer scharf bestimmbar, und fragen ließe sich überhaupt, ob die »Vergeistigung« und die »Fixierung« wirklich immer so parallel laufen.

Eine Gesundung und Erneuerung des Sexuallebens erhofft die Verfasserin vor allem von einem Bekanntwerden der Gesetze der Sexualität, aus denen sich die ethischen Forderungen von selbst ergeben. Die Tatsache, daß sexuelle Jugenderlebnisse bestimmend sind für das ganze Leben, daß primitives Genußleben in der Jugend unfähig machen kann zu höherer Erotik, muß das Verantwortungsgefühl der Menschen stärken und der »anezogenen Polygamie« entgegenwir-

ken; die Kenntnis der Gesetze der weiblichen Sexualität muß dazu führen, daß diese mehr beachtet werden, für beide Geschlechter muß es als unmoralisch gelten Glück zu empfangen, ohne es zu bereiten. Die Vergeistigung der Sexualität muß das Ziel sein. Allerdings ist es nach Kemnitz nicht möglich Menschen, die einer tiefern Stufe der Vergeistigung und Fixierung angehören, auf eine höhere zu heben; nur das Umgekehrte sei möglich, so daß sich die zwingende Verpflichtung zu monogamer Lebensweise für alle nicht begründen ließe. Die Vergeistigung des Sexuallebens sei die Aufgabe der Frau, der die Natur sie bei sich selbst leichter gemacht habe. Befreie sie sich aus ihrer abhängigen Stellung, so könne sie auf das gesamte Sexualleben einen großen Einfluß ausüben, indem sie bei ihrem eigenen Geschlecht die Koketterie, die die Erregbarkeit des Mannes ausnutzt, bekämpft und vom Mann Verzicht auf primitiven Genuß fordert.

Weibliche Eigenart

Die umfassendere Frage nach der Eigenart des gesamten Wesens der Frau will

Mathilde von Kemnitz in ihrem frühern Buch *Das Weib und seine Bestimmung* /München, Ernst Reinhardt/ auf Grund eingehender anatomischer, physiologischer und psychologischer Forschung beantworten, um damit die historische Stellung der Frau zu erklären und die Behauptung ihrer Inferiorität, ihrer naturgegebenen Rezeptivität und Passivität zu widerlegen. Sie zeigt, daß die körperlichen Unterschiede der Geschlechter nicht ohne weiteres eine mindere Leistungsfähigkeit der Frau bedeuten; so wird zum Beispiel ihre geringere Muskelkraft in gewisser Weise ausgeglichen durch weniger leichtes Ermüden, die Inanspruchnahme durch die Geschlechtsfunktion durch größere Zähigkeit und Langlebigkeit.

Bei der Feststellung der psychischen Eigenart können naturgemäß die Enqueten, auf die sich die Verfasserin bezieht, nicht sehr in die Tiefe dringen, und der subjektiven Kombination bleibt vieles überlassen. Ob beispielsweise verschiedene an der Frau beobachtete Eigenschaften, wie Freude an Abwechslung, Mangel an Ausdauer, an Zeiteinteilung, wirklich auf ihre Emotionalität und nicht auch auf den Einfluß der bisherigen Tätigkeitssphäre der Frau zurückzuführen sind, ist die Frage. Auf Grund der Versuchsergebnisse stellt die Verfasserin fest, daß von einer größern Passivität der Frau, die die allgemeine Meinung

annimmt, gar keine Rede sein kann; daß im Gegenteil bei der Frau ein starker Betätigungsdrang vorhanden ist, der nur oft auf falsche und unfruchtbare Wege geleitet wird. Ebenso ist besonders häufige Willensschwäche bei Frauen nicht festgestellt, oft ist geradezu Herrschsucht ein hervortretender Charakterzug; Kemnitz unterscheidet diesen Zug von dem Herrscherwillen oder Willen zur Macht, den sie als eine spezifisch männliche Eigenschaft betrachtet, als »Willen zur Beeinflussung anderer«. Worin hier der grundsätzliche Unterschied liegen soll, ist allerdings nicht zu ersehen.

Grundsätzlich können alle solche Untersuchungen über den Unterschied der Geschlechter doch nie mehr ergeben, als daß bei den Frauen die Anlagen, die Fähigkeiten zu Leistungen ebenso wie bei den Männern vorhanden sind, sie können nie erklären, warum diese Fähigkeiten bei den Frauen nicht in Leistung umgesetzt wurden, oder den Schluß erlauben: weil die gleichen oder gleichwertigen Fähigkeiten da sind, müssen sie künstlich unterdrückt worden sein. Kemnitz zieht diesen Schluß: Die geistige Produktivität der Frau ist nach ihr durch die Suggestion ihrer Inferiorität gehemmt worden. Dann aber erhebt sich die Frage: Woher die Suggestion? Und warum haben sich die Frauen ihr unterworfen? Zu allen Zeiten sind einzelne Frauen durch sie nicht an geistiger Produktion gehindert worden. Damit ist schon bewiesen, daß geistige Unproduktivität nicht als unabänderlicher Zug weiblichen Wesens anzusehen ist, aber die Gründe, weshalb im ganzen gesehen weibliche Leistungen von dem Rang der männlichen bisher nicht zu verzeichnen sind, müssen, wie das Wally Zepler (in ihren Bemerkungen zur Frauenfrage, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 266 ff.) ausführt, tiefer gesucht werden. Sie müssen irgendwie in der seelischen Beschaffenheit der Frau, vielleicht, wie dort angenommen wird, in einer bestimmten, mehr dem Persönlichen als den Dingen zugewandten Willensrichtung wurzeln und hängen andererseits mit den Verhältnissen der wirtschaftlichen Arbeitsteilung zusammen, die nun die Frau in dem Kreis, in den sie einmal, wollend oder doch sich fügend, sich eingeschränkt hat, innerlich und äußerlich festhielten. Zu dem allen steht die Suggestion, daß sie zu selbständiger geistiger Produktion nicht fähig sei, die in der Tat ausgeübt worden ist, dann höchstens wieder in einem Verhältnis der Wechselwirkung.

Ist es aber eigentlich eine Suggestion der "Inferiorität", unter der die Frauen in früherer Zeit standen? Wally Zepler weist darauf hin, daß die Frauen, solange die Arbeit in der Familie ihre Kräfte ganz in Anspruch nahm, sich gar nicht minderwertig fühlten, daß sie erst, als ihr Wirkungskreis immer mehr eingeengt wurde, sich neue Arbeitsmöglichkeiten suchen mußten. In dem Buch Olive Schreiners Die Frau und die Arbeit /Jena, Eugen Diederichs/, das in großen und klaren Linien die Entwicklung zeichnet, kommt die Wandlung in dem innern Verhältnis der Frau zu ihrer Arbeit lebendig zum Ausdruck. Das Schlagwort von der Inferiorität wurde ihr entgegengehalten, als sie, um ein neues Wirkungsgebiet zu erobern, den Kampf gegen die alte Ordnung aufnahm. Heute aber, wo dieser Kampf im großen und ganzen siegreich bestanden ist, täten wir gut daran, statt weiter gegen das Schlagwort zu kämpfen, uns einmal auf den Maßstab, nach dem die Frauen von einst ihre Arbeit bewerteten, zu besinnen. Sie fühlten sich mit Recht nicht minderwertig, weil sie mit dem Einsatz ihrer ganzen Kraft eine notwendige für die Gesamtheit lebenswichtige Arbeit taten. Treten wir heute von dem gleichen Standpunkt an die Frage der weiblichen Leistungen heran, so gewinnt sie für uns ein ganz anderes Gesicht. Es handelt sich dann gar nicht mehr darum, wie in sämtlichen Untersuchungen des Kemnitzschen Buches, die Ebenbürtigkeit der Frau mit dem Mann, die Gleichwertigkeit ihrer Leistungen oder den Ausgleich durch die Höherwertigkeit von weiblichen Leistungen auf bestimmten Gebieten zu erweisen, sondern wir haben nur zu fragen: *Welche Arbeit* ist heute notwendig, *welche Leistungen* werden gefordert, von Männern und Frauen? Die Untersuchung der besonders weiblichen "Begabung" und "Eignung" kann dann nur den Sinn haben zu ermitteln, wo die Kräfte der Frau im Interesse der Sache am besten eingesetzt werden; freilich niemals in der Weise, daß sie auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt und ihr die *Möglichkeiten* anderer Betätigung verschlossen würden. Denn *möglich* ist es trotz der ganzen Vergangenheit auch durchaus, daß die Frau einmal zu eigener Produktion gelangt: dann nämlich, wenn ihre innere Stellung zu den Dingen sich ändert. Aber selbst, wenn es nicht geschähe, selbst wenn es, wie Zepler andeutet, die geistige Aufgabe der Frau im allgemeinen bliebe die Ideen, die der Mann geschaffen hat, durch Glauben und

Hingabe zu stärken, zu verbreiten, durchzusetzen: sobald wir von der Sache, von der Bedeutung der Ideen an sich ausgehen, wird der Begriff der Inferiorität im Grunde gegenstandslos. Es gibt keine "höhere" und "niedere" sondern nur die *notwendige* Leistung; notwendig aber zur Vollendung eines Werkes ist so gut wie der erste schöpferische Gedanke der letzte Handgriff, der zu seiner Verwirklichung geschieht. Sollte es aber die Frau einmal zu selbständigen Schöpfungen bringen (was ja für die Bereicherung unserer Kultur gewiß zu wünschen wäre), die Quellen, aus denen solche Schöpfungen aufsteigen, und die nicht mehr im Machtbereich des bewußten Willens liegen, werden sich nur dann in ihr öffnen, wenn sie sich selbstlos an die Dinge hingibt und nicht nur Beweise ihrer Gleichwertigkeit zu erbringen sucht. Zu was für Seltsamkeiten die theoretische Bemühung um diesen Beweis führt, zeigt das Kemnitzsche Buch in vielen seiner weiteren Ausführungen. Auch sie nimmt als spezifisch weibliche Interessenrichtung die Einstellung auf das Konkrete und Persönliche an, die sie durch die angeblich stärkere Emotionalität der Frau bedingt sieht, ohne die Einflüsse von Erziehung und Umgebung, die diese Willensbestimmtheit doch auch zu einem Teil erklären, zu berücksichtigen. (In andern Zusammenhang weist sie aber selbst darauf hin, daß in der Geschichte oft die Frauen mit Leidenschaft für eine Sache eingetreten sind, zum Beispiel in Revolutionen.) Aus dieser weiblichen Eigentümlichkeit glaubt sie nun eine ganz andere Geistigkeit der Frau ableiten zu können, die ihr die »männliche« Wissenschaft mit ihrer Forschung nach Gesetzen, mit ihren Abstraktionen uninteressant erscheinen lasse und zur Ausbildung einer spezifisch weiblichen Wissenschaft führen werde. Nur daß dies dann keine Wissenschaft mehr wäre; denn deren Wesen ist es nach dem Allgemeinen zu suchen; nur dadurch kann die Wirklichkeit geistig beherrscht werden. Es mag sein, daß die Frauen für bestimmte Wissensgebiete, für Psychologie, überhaupt für die Wissenschaften, die sich mit dem Menschen beschäftigen, mehr Neigung und Begabung haben als für andere, aber daraus eine besondere weibliche Wissenschaft zu konstruieren in maiorem gloriam des Weibes und seiner Bestimmung ist einfach absurd. Außerdem ist es für die psychologische Mehrbegabung der Frauen gegenüber den Männern noch kein Beweis, wenn gesagt wird, daß man,

das heißt der Mann, sich erst in letzter Zeit stärker den Problemen der Psychiatrie, einer Verfeinerung der Rechtsauffassung und einer Pädagogik, die dem Kind gerecht werde, zugewandt hat; denn das geschah doch wohl noch kaum auf Veranlassung der Frauen. Ebenso verfehlt ist der Versuch die Hemmung der künstlerischen Produktion auf den weiblichen Altruismus zurückzuführen, der der Frau einerseits die Konzentration auf ihre eigenen Erlebnisse und andererseits die künstlerische Befreiung von ihnen unmöglich mache. Die Objektivität, die Loslösung des Künstlers von seinem persönlichen Erleben hat mit "Egoismus" nichts zu tun, sie ist geradezu das Gegenteil davon. Viel einleuchtender ist die Annahme, daß das Milieu, in dem die Frau lebt, die Kleinigkeitskrämerei des Haushalts, künstlerischer Produktion nicht günstig ist, daß größere Selbständigkeit der Frau im Leben manches in ihr lösen und befreien könnte.

Anfechtbar ist überhaupt der ganze Komplex von Schlüssen, der, um den Charakter des Weibes zu kennzeichnen, auf der Tatsache der Mutterschaft aufgebaut wird. Es ist nicht gut möglich Mann und Frau als "egoistisch" und "altruistisch" einander gegenüberzustellen. In der Mutterliebe steckt eine ganze Menge "Egoismus", und der im allgemeinen vielleicht größern Bereitwilligkeit der Frau für andere Personen Opfer zu bringen steht die Fähigkeit des Mannes sich für eine Sache einzusetzen als gleichwertiger "Altruismus" gegenüber. Bei der Erklärung der Vergangenheit, der bisherigen Machtverteilung zwischen den Geschlechtern geht die Verfasserin von der Umstürzung der anfänglichen Weibeherrschaft aus, die mit dem Streben des Mannes aus der sexuellen Abhängigkeit von der Frau herauszukommen begründet wird. Irrige historische Vorstellungen über das sogenannte Mutterrecht, das an sich durchaus noch keine Gynäkokratie bedeutet sondern nur die Form des Familienlebens, die Struktur der Gezilverbände bezeichnet, sind hier in eine unklare Mischung mit der Theorie von der sexuellen Unterjochung der Frau (die ja mit dem aufrechten Gang des Menschen zusammenhängen soll und also doch nicht gut in historischer Zeit stattgefunden haben kann) eingegangen und können für irgendwelche Ansprüche der Frau gar nichts beweisen. Berechtigt ist natürlich alles, was, um einen Zustand der Gleichberechtigung und gleicher Entwicklungsmöglichkeit

ten für beide Geschlechter herbeizuführen, gefordert wird: daß Geist und Charakter der Mädchen nach gleichen Grundsätzen gebildet werden sollen wie bei den Knaben, daß die Frau für den Beruf erzogen und der Beruf mit Rücksicht auf ihre Eigenart, insbesondere ihre generative Leistung gestaltet wird. Wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau, auch der verheirateten, gilt der Verfasserin als eine der wichtigsten Forderungen. Berufsausübung ist auch für die verheiratete Frau, vornehmlich nach der Zeit, in der sie durch die Mutterschaft in Anspruch genommen wird, möglich. Eine befriedigende Lösung des Problems wird allerdings auch hier nicht gegeben, besonders da nur von geistigen Berufen und von sozial besser gestellten Frauen die Rede ist, deren Hausfrauenarbeit sich im großen und ganzen auf die Anleitung des Dienstpersonals beschränkt.

Politische Tätigkeit

Wichtiger als solche Erwartungen auszuspinnen, die bisher noch durch keine wirklichen Leistungen besonderer Art gerechtfertigt sind, wäre es die Aufgaben zu formulieren, die von den Frauen erfüllt werden müssen. Es ist in dieser Rundschau (1921 I, Seite 398 ff.) schon gezeigt worden, daß in den Vorträgen, in denen Kemnitz das Wesen einer besonderen weiblichen Politik zu bestimmen sucht, gar nichts von solchen positiven Zielen enthalten ist. Und doch ruft gerade auf diesem Gebiet dringender als je die Notwendigkeit neue Wege zu gehen, aufzubauen nach so viel entsetzlicher Zerstörung. Müßten nicht die Frauen, die selbst neu eintreten in die politische Tätigkeit, die doch unter den Fehlern der alten Politik am schwersten leiden, den Ruf besonders leicht vernehmen, ihm besonders willig folgen? Nicht in unbegründeter Überhebung, als müße mit ihrem Eintritt die verrottete »Männerpolitik« sich von selbst in ihr Gegenteil wandeln, sondern im vollen Bewußtsein der Schwere der Aufgabe, nur mit dem reinen Willen zum Neuen und Bessern?

Bisher ist nichts dergleichen geschehen. Im Gegenteil; die Frauen haben sich gebrauchen lassen die politische Verhetzung zwischen den Völkern weiterzuführen; sie haben der Agitation gegen die sogenannte Schwarze Schmach, die sich als vollständig unbegründet herausgestellt, dafür aber um so verhängnisvollere Folgen für unser Verhältnis zu Frankreich gehabt hat, noch einen besondern Nachdruck gegeben und damit

einer verwerflichen Politik Helfersdienste geleistet. Haben sich die Frauen denn klar gemacht, wohin diese uns führt? Die 4 Jahre des Mordens sollten doch gerade ihnen gezeigt haben, daß es ihre heilige Pflicht ist alles zu tun, um mit dem Haß und der Verbitterung zwischen den Nationen ein Ende zu machen, das Gefühl der Menschlichkeit, das fast ganz verschüttet ist, wieder in sein Recht einzusetzen.

Es ist in dieser Rundschau (in diesem Band, Seite 186) angedeutet worden, daß man von der Tätigkeit des Deutschen Frauenausschusses zur Bekämpfung der Schuldfrage eine solche Wirkung nicht erwarten zu dürfen glaubt. Im Namen des Ausschusses sandte uns Emmy Voigtländer folgende Zuschrift: »In den Bemerkungen von Meta Corssen über den Deutschen Frauenausschuß zur Bekämpfung der Schuldfrage sind einige irrige Auffassungen enthalten, zu deren Richtigstellung folgendes zu sagen ist: Selbstverständlich ist die Gründung des Deutschen Frauenausschusses dem Wunsche entsprungen Deutschland zu helfen durch Entkräftung der nachgewiesenermaßen falschen Behauptung seiner »alleinigen Verantwortlichkeit« am Krieg. Das deutsche Volk hat bekanntlich Lasten zu tragen, unter denen es zusammenbricht, weil sie unerfüllbar sind. Der Versailler Vertrag und das Londoner Ultimatum stützen sich ausdrücklich auf die Behauptung am Krieg und sind verhängt als Strafe für das »größte Verbrechen an der Menschheit«, das Deutschland mit dem bewußt und planmäßig gegen die Entente herbeigeführten Krieg begangen haben soll. Unter diesen Umständen muß die Klärung der Schuldfrage sich zunächst darauf richten die Anklage der Entente zu widerlegen, was vollständig gelungen ist, durch restlose Erforschung der deutschen Akten, die keinerlei Spur von deutschen Kriegsplänen gegen die Entente aufweisen. Aus dieser einfachen Tatsachenerkenntnis muß sich eine einheitliche Volksmeinung über das Unrecht, was dem deutschen Volk mit dem Strafcharakter des Versailler Vertrags getan wird, erzielen lassen; denn in erster Linie handelt es sich darum die Richtigkeit des Strafurteils über das deutsche Volk anzufechten. Vollkommen im Recht ist dagegen die Ansicht, daß für »das ungeheuer verschlungene und weitgreifende Problem der Kriegsentstehung . . . der Begriff der Schuld eines einzelnen oder mehrerer Länder oder Personen gar nicht anzuwenden ist«. Um so

entschiedener muß man dann Stellung dagegen nehmen, daß mit der Behauptung, Deutschland habe den Krieg gewollt und vorbereitet, sei »Urheber« des Krieges und dafür zu bestrafen, der Begriff Schuld in einseitiger und verlogener Weise als cause jugée seitens der Entente behandelt und gegen Deutschland angewendet wird. Der Urteilsspruch der Entente ist es, der das Problem der Kriegsentstehung gar zu sehr vereinfacht, andererseits dadurch, daß mit dieser Lüge die Kriegsleidenschaft der Ententevölker immer von neuem aufgepeitscht wurde, die Unmöglichkeiten des Versailler Vertrages und des Ultimatums darauf beruhen, die verworrene Lage Europas mit verschuldet hat. Eine Reinigung der Atmosphäre unter den Völkern kann nur erfolgen, wenn aus dem Problem der Kriegsentstehung der Begriff Schuld schwindet, wenn es historisch als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung aufgefaßt wird. Um das zu erreichen, muß aber erst die erlogene Behauptung von der »alleinigen Verantwortlichkeit« Deutschlands am Krieg aus den Köpfen, den Seelen, der Politik schwinden. An der Schaffung einer so gereinigten Atmosphäre im deutschen Volk und zwischen den Völkern will der Deutsche Frauenausschuß mitarbeiten und stützt sich dabei auf das rein menschliche und frauenhafte Gefühl, das nicht zulassen darf künftige Geschlechter unerträglichen Lebensbedingungen auf Grund eines falschen Urteilsspruches zu überantworten.«

Aus den Ausführungen der Einsenderin ist nicht klar zu ersehen, welche »irrigen Auffassungen« darin »richtiggestellt« worden sind. Darüber, daß aus dem Problem der Kriegsentstehung der Begriff Schuld schwinden, daß es historisch als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung aufgefaßt werden soll, sind wir mit Emmy Voigtländer einig. Wenn dann aber gesagt wird: »Um das zu erreichen, muß aber erst die erlogene Behauptung von der »alleinigen Verantwortlichkeit« Deutschlands am Krieg aus den Köpfen, den Seelen, der Politik schwinden«, so scheint mir das eine petitio principii zu enthalten. Wir glauben, daß es für die wissenschaftliche Forschung gefährlich ist, wenn man von Anfang an mit einer festgelegten, willensmäßig bestimmten Einstellung an sie herantritt. Die aggressive Haltung des Frauenausschusses, die sich in jeder seiner Äußerungen verrät, die die Schuldfrage, bevor irgendetwas bewiesen ist, schon zu einer »Schuldlüge« stempelt, muß der Gegenseite das Ver-

trauen in die Objektivität der Untersuchung nehmen und ist am allerwenigsten geeignet ihre Meinung zu erschüttern. An dem ehrlichen Willen des Ausschusses Deutschland zu helfen soll nicht gezweifelt werden. Nur scheint uns, daß man auf diesem Weg das Gegenteil erreicht. Schon läßt sich beobachten, wie die ursprünglich gestellte Frage, »ob und wie weit Deutschland mit Schuld trägt an der Atmosphäre, die sich 1914 entlud« (Nachrichtenblatt des Bundes deutscher Frauenvereine vom 15. Januar 1922) sich verschiebt zugunsten der Beweisführung: Deutschland hat *keinerlei* Schuld. Nach den obenstehenden Ausführungen hätte das die Erforschung der deutschen Akten ergeben, »die keinerlei Spur von deutschen Kriegsplänen gegen die Entente aufweisen«. Am 1. Februar 1922 findet sich im Nachrichtenblatt des Bundes deutscher Frauenvereine unter der Überschrift Zur Bekämpfung der Schuldlüge die Notiz: »Am 31. Juli 1914 traf im Kriegsministerium ein Schreiben des Reichsschatzamt ein, worin die Neuforderung vermehrter Munitionslieferungen im Etatsjahr 1915 abgelehnt wurde (ein Beweisstück für viele).« (Beweisen kann diese Tatsache doch nur, daß über das Bedürfnis nach vermehrter Munition das Kriegsministerium und das Reichsschatzamt verschiedener Meinung waren; wollte man etwa damit beweisen, daß zu diesem Zeitpunkt die Regierung noch nichts von der Möglichkeit eines Krieges geahnt habe, so hieße das ihr wirklich einen schlechten Dienst leisten.) Daß die Frage, wie weit die deutsche Politik die Atmosphäre, aus der der Krieg entstand, mit geschaffen hat, wie weit Fehler, Unterlassungen eine wirksame Sicherung gegen den Krieg verhindert haben, von diesen Beweisen gar nicht berührt wird, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Aber auch die andere, viel weniger wesentliche Frage, wie weit im letzten Augenblick die deutsche Regierung am Ausbruch des Krieges beteiligt war, ist durch die bisherigen Untersuchungen noch nicht geklärt. Daß von ihrer völligen »Unschuld« nicht die Rede sein kann, hat gerade jetzt wieder der Prozeß Fechenbach in München jedem objektiv Urteilenden gezeigt: trotz den Umdeutungen der Zeitungen, die den Tatbestand verdunkeln sollten. Angesichts dieser Argumentationen des Frauenausschusses darf man wohl fragen, ob die Befürchtung, die in dieser Rundschau ausgesprochen wurde: daß die Art seiner Propaganda das Problem zu sehr vereinfachen würde, so ganz un-

berechtigt war. Solche Rechtfertigungsversuche, die dann doch sagen und sagen sollen: die "anderen" haben die Schuld, werden immer nur wieder Gegenangriffe hervorrufen und uns einen allgemeinen Erkenntnis der Wahrheit nicht näherbringen. Man muß die ganze Fragestellung von Schuld oder Nichtschuld den Problemen der Weltkatastrophe gegenüber aufgeben, die man mit solchen Erklärungen trivialisieren würde. Nur durch eine sachliche, von großen, dem nationalen Parteistandpunkt entrückten Gesichtspunkten ausgehende Erforschung der Zusammenhänge kann die Atmosphäre geschaffen werden, in der die Völker Europas gesunden können, nur durch sie kann gezeigt werden, was geschehen muß, um ein zweitesmal das Furchtbare zu vermeiden: die Bildung eines europäischen Organismus von solcher Festigkeit, daß es seinen Gliedern, den kontinentaleuropäischen Staaten, unmöglich gemacht wird sich gegenseitig zu bekämpfen. Hieran zu arbeiten wäre eine Aufgabe, würdig des Zusammenschlusses der deutschen Frauen, weil sie zugleich die einzige wirkliche Hilfe für das deutsche Volk bedeutet. Denn es glaubt doch wohl kein Mensch im Ernst, daß ein noch so bündiger Beweis unserer Unschuld uns von den Verpflichtungen, die uns im Versailler Vertrag auferlegt sind, befreien würde. Sie entspringen einer nicht wegdisputierbaren wirtschaftlichen Zwangslage, und ihre Härte ist zum großen Teil einfach der Ausdruck der allgemeinen Zerrüttung der europäischen Wirtschaft, die der Krieg hervorgerufen hat. An der Auffassung der Verpflichtungen aber schaffen wir selbst am besten dadurch Wandel, daß wir sie nicht als Strafe für nichtbegangene Verbrechen sondern als freiwillige Mitarbeit am gemeinsamen Wiederaufbau des durch den Krieg Zerstörten ansehen; was zugleich die einzige Möglichkeit bedeutet sie auf das Maß des durch unsere Kräfte Erreichbaren herabzusetzen.

Kurze Chronik Die kemalistische Regierung in Angora hat eine Frau als *Unterrichtsminister* eingestellt. ◊ Der 2. weibliche *Minister* ist in Canada ernannt worden: Irene Parlby. ◊ In Belgien ist als erste Frau Marie Spaak-Hanson *Mitglied der Ersten Kammer* geworden; sie gehört der Arbeiterpartei an. ◊ Die Pariser Akademie der Medizin hat *Marie Curie*, die Mitentdeckerin des Radiums, als Mitglied aufgenommen; als erste Frau, die einen Sitz in ihr bekommt.

WISSENSCHAFT

Exakte Naturwissenschaften / Ernst Lau

Lichtgeschwindigkeit Die Lichtgeschwindigkeit ist eine der wichtigsten und merkwürdigsten Konstanten der Physik. Sie beträgt bekanntlich im Vakuum ungefähr 300 000 Kilometer in der Sekunde. Und zwar ist sie eine Größe, die sich der Relativität aller übrigen Bewegungen mit Hartnäckigkeit zu entziehen scheint. Wenn man einem Lichtstrahl mit Erdgeschwindigkeit entgegenfährt, so bleibt die gemessene Geschwindigkeit scheinbar konstant. Zur Erklärung für diese Eigentümlichkeit sind bekanntlich die merkwürdigsten und überraschendsten Theorien aufgestellt worden; die bekannteste ist die Relativitätstheorie.

Nunmehr hat *H. Shapley* auf der Harvardsternwarte einen neuen und stauenswerten Beitrag für die Konstanz dieser Größe im materielosen Weltenraum erbracht. Im Glas oder in anderer Materie ändert sich die Lichtgeschwindigkeit bekanntlich in Abhängigkeit von dem Brechungsexponenten des Mediums, und zwar ist die Geschwindigkeit des Lichts für die verschiedenen Farben verschieden. Es wäre nun denkbar, daß auch im "Äther" derartige Erscheinungen auftreten, und vielleicht in ganz geringem Maß eine verschiedene Geschwindigkeit für verschiedene Farben respektive Wellenlängen gemessen werden könnte. Zur Prüfung dieser Frage hat sich *Shapley* der kurzperiodischen Veränderlichen in dem Sternhaufen M 5 bedient. Dieser Sternhaufe ist ungefähr 39 900 Lichtjahre von uns entfernt. Die kurzperiodisch veränderlichen Sterne wurden nun auf ihre Lichtkurve hin genau untersucht, und zwar mit gelbempfindlichen und gewöhnlich blauempfindlichen Platten. Es hat sich innerhalb der Meßfehler genaue zeitliche Übereinstimmung auf beiden Platten ergeben. Es haben sich also die violetten und gelben Lichtarten auf der rund 40 000 Jahre währenden Reise noch nicht merklich von einander getrennt. Auf eine Minute genau kommen sie gleichzeitig hier an. Dieses Resultat wird zu einem der wichtigsten Fundamente der künftigen Vorstellungen über den Äther werden.

Lauediagramm Die Zeitschrift *Die Naturwissenschaften* gab am 21. April dieses Jahres eine *Max von Laue* gewidmete Nummer heraus: 10 Jahre *Lauediagramm*. Sie ent-

hält Beiträge der verschiedensten Spezialisten auf dem Gebiet der Röntgenspektroskopie und gibt uns einen Einblick in die Organisation und Arbeitsweise der heutigen Physik. An erster Stelle steht ein Beitrag W. Friedrichs über die Geschichte der Auffindung der Röntgenstrahlinterferenzen. Ganz abgesehen von dem Wert, den sie für den Leser hat, der einen Teil der Persönlichkeiten kennt, ist die Abhandlung ein kulturgeschichtliches Dokument. Man sieht die Persönlichkeit Röntgens vor sich, bemüht tiefer in die Natur der von ihm entdeckten Strahlen einzudringen, gleichzeitig mit seiner Vorliebe für Kristallographie, der auch seine letzten Untersuchungen gegolten haben. Man möchte meinen, damit seien die Elemente gegeben, um zum Lauediagramm zu kommen, zumal da auch von anderer Seite lebhaftere Untersuchungen im Gang waren, um die Wellennatur der Röntgenstrahlen zu beweisen. Aber dem war nicht so, es mußte noch Max von Laues Persönlichkeit mit der Vorliebe für Interferenzoptik hinzukommen, um bei Gelegenheit einer Arbeit Peter Paul Ewalds den Gedanken einer Raumgitterspektroskopie zu fassen. Damit waren die theoretischen Voraussetzungen für den Versuch geschaffen die Wellenlänge der Röntgenstrahlen durch Bestrahlung eines Kristalls zu untersuchen. Die Arbeit Ewalds bezog sich übrigens auf das Verhalten langer elektromagnetischer Wellen in einem Raumgitter und war auf Veranlassung Sommerfelds begonnen. Nachdem der Gedanke von von Laue ausgesprochen war, wurde er in sehr selbständiger und verdienstvoller Weise und mit jugendlichem Feuer von Friedrich und Paul Knipping durchgeführt; die beiden brachten es zu dem eigentlichen Diagramm. Ein deutliches Bild von dem Kulturwert des Physikalischen Instituts tritt so vor unsere Augen, ein Beweis, wie auch gute Gedanken fruchtbaren Boden gebrauchen, um wachsen zu können, ja noch mehr, wie speziell wichtige Fortschritte vorbereitet sein müssen, um zum Durchbruch zu kommen. Der weitere Verlauf der Forschungen ist in anderer Beziehung sehr lehrreich. Paul Knipping gibt zunächst einen Überblick über die weitere Entwicklung der Methoden. Man sieht zugleich, wie elastisch heute Gedanken einer Arbeitsstätte von der andern aufgenommen und weitergeführt werden. Es erübrigt sich hier alle die einzelnen Namen und Arbeiten zu nennen. Nur eine Tatsache sei hier er-

wähnt: Sehr schnell ging die Forschung in eine ganz andere Richtung als es etwa von Laue zuerst annehmen konnte. Das Problem, von dem ausgegangen wurde, war die Erforschung der Natur der Röntgenstrahlung. Diese Frage war mit dem ersten Versuch so weit erledigt, daß man mit großer Sicherheit sagen konnte, Röntgenstrahlen sind elektromagnetische Wellen genau wie die optischen Wellen. Die eigentliche Entdeckung, die hierbei gemacht wurde, war die Tatsache der Röntgenspektroskopie: Jedes Element, das von genügend schnellen Kathodenstrahlen getroffen wird, sendet ein ihm eigenes Spektrum von Röntgenstrahlen aus. Diese Röntgenspektroskopie gestaltet sich in vieler Beziehung einfacher als die normale Spektroskopie, die Elemente ordnen sich sehr leicht nach bestimmten, sehr einfachen Gesetzmäßigkeiten. Die optischen Spektren sind viel mannigfaltiger und unübersichtlicher. Eine chemische Analyse mit optischer Spektroskopie ist kaum durchzuführen, während sie auf diesem Gebiet durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt. Die größere Einfachheit der Röntgenspektrographie liegt nach den heutigen Vorstellungen darin begründet, daß es sich um Vorgänge in den inneren Elektronenschalen der Atome handelt. Da sind die Möglichkeiten anscheinend viel weniger mannigfaltig als bei den Elektronen, die mehr außen das Atom umgeben. Die äußeren haben mehr Raum für sich als die große Zahl der im Innern zusammengepferchten. Überblickt man mit Gregor Wentzel das Material, das die 10 Jahre Forschung auf diesem Gebiet herbeigeschafft haben, so versteht man, daß man bereits nach so kurzer Zeit genötigt ist Umschau zu halten. Es liegen hier Ergebnisse vor, trotz dem Krieg, die man sonst nur der Arbeit einer vollen Generation zutrauen möchte. Von Laue selbst hat sich kaum an der Weiterentwicklung beteiligt. Die Hauptträger der Bewegung waren die Braggs, Vater und Sohn, und Manne Siegbahn und seine Schule.

**Gemeinsamver-
ständliche
Schriften**

Eine eigenartige, weit über die Grenzen der Naturwissenschaft hinausgehende Veröffentlichung ist Victor Engelhardts Buch *Weltbild und Weltanschauung* /Leipzig, Reclam/. Es enthält auf seinen 304 Seiten eine Teilübersicht über die Geschichte der Wissenschaften unter einigen umfassenden Gesichtspunkten, von Engelhardt Leitfäden durch die Kultur genannt. »In der Urgeschichte des

Weltbildes erscheint die Milieuänderung (Wanderung, Gruppenberührung oder Wechsel der Wirtschaftsform) als vornehmlich treibend; Kraft, welche sich in dem Gesetz einer Entwicklung bis zur Herstellung des Gleichgewichts auswirkt. Neben den revolutionierenden Milieueinflüssen treten, je älter die Geschichte wird, die konservativen Elemente (Rassengestaltung, Tradition) immer bedeutender hervor. Sie bringen die Kontinuität in die Entwicklung und wirken sich in einem Analogon zum biogenetischen Grundgesetz aus. Mit der Erkenntnis des innern Zusammenhanges tritt zu den "äußeren" Einwirkungen eine "innere" Logik . . . Schließlich wird in unserer Behandlung die anfangs im Vordergrund stehende "Massenbewegung" abgelöst durch eine der "Persönlichkeit" untergeordnete Betrachtung, und damit scheint eine der frühern Betrachtung entgegengesetzte Auffassung eingeführt. Jedoch das letzte nur in dem Sinn, als in der Sphäre des Biographischen das Ineinanderwirken der vielfältigen, in ihrer Gesamtheit unübersehbaren Kräfte des modernen Lebens stattfindet und sich leicht überblicken läßt. Die Betrachtung betont das *Weltbild*, und zwar das physikalische; die Nachbargebiete werden nur gestreift. Obgleich im einzelnen noch sehr vieles einer ausführlichen Diskussion bedürfte, oder vielmehr gerade auch deshalb, ist das Büchlein ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft.

Die von Haans Günther in Zürich herausgegebene Sammlung *Aus Natur und Technik* (Zürich, Rascher & Cie.) ist von Hermann Emch um ein sehr interessantes Büchlein *Mathematik in der Natur* vermehrt worden. Hermann Emch gehört zu den Forschern, die, mit Spezialkenntnissen reicher Art ausgestattet, verschiedene Gebiete zusammen zu einem neuen Forschungsgebiet ausarbeiten. »Das Regiment der Mathematik, ist ein strenges, unerbittliches, und macht sich überall geltend. Gar oft muß sie sich auf abstrakten, "toten" Gebieten bewegen. Das mag ein Grund sein, warum so viele Menschen ihr einen ausgesprochenen Widerwillen entgegenbringen. Diese Leute bekunden gewiß mehr Sinn und Freude für Sachen, die mehr mit dem wirklichen Leben in Beziehung stehen . . . meistens haben sie keine Ahnung davon, daß auch die Mathematik des öftern mitten ins fröhliche Leben eingreift.« Durch diese in dem Vorwort gegebene Zielsetzung ist das Buch charakterisiert.

Mit reichen Illustrationen versehen, führt es uns in die Geometrie der Pflanzen- und Tierkörper, in die Molekularphysik, die Kristallographie, in die Atomphysik, die mathematischen Grundprobleme der Mechanik hinein, immer liebenswürdig und doch mit großem wissenschaftlichen Ernst. Dies Büchlein wäre auch als Grundlage für modernen mathematischen und physikalischen Unterricht trefflich geeignet.

Einen ausgesprochen pädagogischen Zweck verfolgt das Buch *Naturparadoxe*, nach W. Hampsons Paradoxes of Nature and Science, bearbeitet von C. Schäffer. Ein Buch für die Jugend zur Erklärung von Erscheinungen, die mit der täglichen Erfahrung in Widerspruch zu stehen scheinen. Es ist mit 84 Textbildern versehen und nunmehr in der 3. Auflage bei Teubner in Leipzig erschienen. Der Verlag und die Tatsache des Neudrucks sprechen bereits dafür, daß das Buch einen besondern Wert hat. Zur Schulung für naturwissenschaftliches und technisches Denken dürfte der reichhaltige Inhalt die beste Gelegenheit bieten.

Kurze Chronik Die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt am Main schreibt den von Reinach-Preis (1000 Mark) für die beste Arbeit aus, die einen Teil der Mineralogie des Gebiets zwischen Aschaffenburg, Heppenheim, Alzey, Kreuznach, Koblenz, Ems, Gießen und Bidingen behandelt. Die Arbeiten sind bis zum 1. Oktober 1923 einzusenden. \diamond Das erste deutsche Hochschul-Laboratorium für *Röntgentechnik* ist im März an der Technischen Hochschule in Stuttgart eröffnet worden. \diamond In Paris ist ein Unterrichts- und Forschungsinstitut für *Geophysik* begründet worden, dem auch der meteorologische Dienst der Pariser Universität einverleibt ist; hauptsächlich soll es jedoch das Studium des Erdmagnetismus betreiben. Zu diesem Zweck wurde der Anstalt das Observatorium des Parc-Saint-Maur sowie die magnetische Station des Val Joyeux angegliedert. \diamond An Stelle der ehemaligen Kaiserlichen Hauptstation für *Erdbebenforschung* in Straßburg soll vom Reich in Jena eine Reichsanstalt für Erdbebenforschung errichtet werden; die Carl Zeiß-Stiftung in Jena wird die Geldmittel aufbringen. \diamond Zum Direktor des Chemischen Instituts an der Universität Bonn, als Nachfolger R. Anschütz', ist *Paul Pfeiffer* aus Karlsruhe ernannt worden. \diamond Der Tübinger außer-

ordentliche Professor *Christian Fuchtbauer* ist als Nachfolger *Heydweillers* Ordinarius für Experimentalphysik in Rostock geworden. ◊ In München habilitierte sich *Hermann Rohmann* für Physik, in Jena der *Observer* an der Hauptstation für Erdbebenforschung *August Sieberg* für Geophysik, in Münster der Assistent am Chemischen Institut *Robert Fricke* für Chemie. ◊ Der berühmte französische Astronom und Schriftsteller *Camille Flammarion* konnte seinen 80. Geburtstag und zugleich sein 60jähriges Doktorjubiläum feiern. *Flammarion* hat sich als Verfasser zahlreicher astronomischer Werke und als Begründer volkstümlicher astronomischer Gesellschaften und Privatsternwarten in Frankreich und Amerika erhebliche Verdienste erworben. Sein erstes größeres Werk *La pluralité des mondes habités / 1862/* ist in fast alle Kultursprachen übersetzt worden. Er war auch einer der ersten, die Ballonfahrten zu wissenschaftlichen Zwecken unternahmen.

Literatur

Unter dem Titel *Der Bau der Atome und die physikalischen und chemischen Eigenschaften der Elemente* hat *Niels Bohr* ein zusammenfassendes Referat über seine jetzigen Anschauungen über den Atombau in der Zeitschrift für Physik veröffentlicht. Bohr hat bekanntlich mit Benutzung der Quantentheorie eine elektrische Theorie der Materie aufgestellt, die wir hier schon öfter gestreift haben: Elektronen umkreisen in quantenmäßig bestimmten Bahnen die positiven Kerne. Die bedeutungsvolle Theorie hat sich, wie man jetzt sieht, bereits große Veränderungen gefallen lassen müssen. Der Elektronenkreis ist abgelöst von den Sommerfeldschen Ellipsen, zu deren Annahme sich dieser Forscher durch die Feinstruktur der Spektrallinien gedrängt sah. Nach Bohr dürften nämlich die Spektrallinien nur streng einfach sein, sie zeigen aber eine Feinstruktur, das heißt, sie bestehen aus mehreren dicht an einander liegenden Linien. Diese hat Sommerfeld durch die Theorie der Ellipsenbahnen zu erklären gesucht; leider, wie sich inzwischen durch genauere Untersuchungen gezeigt hat, ohne den empirischen Befund voll aufklären zu können. Bohr entwickelt nun hypothetisch den Aufbau der den Atomkern umgebenden Elektronenwolke so weit, daß eine größere Zahl wichtiger chemischer Eigenschaften der Materie daraus zu folgen scheint.

Geschichte / Walther Koch

Rokoko

In einer Zeit, wo weite Volksschichten immer mehr verelenden, erscheint eine Fülle von Memoiren und Romanen aus der Zeit des Rokokos, alles Kulturbilder aus dem absterbenden ancien régime. Am liebsten umspielt die Schreibblut unserer Autoren die Lebensschicksale an den Fürstenhöfen, besonders der Geliebten der absoluten Könige; Pikantes wird hier gern in der Hülle geschichtlicher Aufzeichnungen gebracht. Fast in jeder dieser Ausgaben wird behauptet, gerade diese Memoiren zeichnen das lebendigste Gemälde dieses präziösen Jahrhunderts, gerade ihre Veröffentlichung sei also ungeheuer wichtig. Der Leser wird sich in vielen Fällen diesem Urteil nicht anschließen können. Besonders eifrig in der Herausgabe von Memoiren aus dem 18. Jahrhundert sind *Paul und Gertrude Aretz*, die in der Opalbücherei / Dresden, *Carl Reißner* in jüngster Zeit nicht weniger als 9 verschiedene Werke solcher Art erscheinen ließen. Ein wenig Planwirtschaft müßte auch diese Luxusproduktion einzuschränken wissen. *Gertrude Aretz* bringt eine Lebensbeschreibung der *Marquise von Pompadour*, wie alle diese Bücher mit kleinen zeitgenössischen Bildchen, immer der selben Art, versehen: die Hofgeliebten, allegorische Bildchen, zuweilen Abbildungen von Hoffestlichkeiten. Man fragt sich, warum man sich nicht daran genügen läßt die feinsinnigen Darstellungen dieser Zeit durch die Brüder *Goncourt*, die doch immer als Quelle benutzt werden, nötigenfalls neu aufzulegen? Ein Opfer der *Pompadour*: 35 Jahre in Staatsgefängenschaft, nennen sich die von *Heinrich Conrad* in 2. Auflage herausgegebenen *Memoiren des Marquis de Latude / Stuttgart, Lutz/*. Es ist der gleiche Stoff, den auch *Heinrich Mann* zu seinem Drama *Madame Legros* verwandt hat. *Madame Legros* ist die einfache Frau, die einen Brief mit der Unterschrift findet: »*Marsers de Latudé*, seit 32 Jahren Gefangener in der Bastille, in Vincennes und jetzt in *Vicétre*, bei Wasser und Brot, in einem Kerker 10 Fuß unter der Erde.« Sie setzt nun ihr ganzes Leben daran, um diesen Unglücklichen zu befreien. *Heinrich Mann* verlegt die Zeit der Befreiung in das Revolutionsjahr 1789, 5 Jahre später als in Wirklichkeit. Der Vielgeliebte ist eine von *Alfred Semerau* herausgegebene Schilderung des Hofes, Staates und der Gesellschaft unter Lud-

wig XIV. /Berlin, R. Bredow/. Sie baut sich auf eine fingierte Chronik des *Oeil de Boeuf* von Touchard-Lafosse auf. Touchard-Lafosse war ein Militär aus den Napoléonischen Kriegen, der sich sehr eingehend damit beschäftigte Material über die Zeit von Ludwig XIV. bis Ludwig XVI. zu sammeln. In der Ankündigung wird das Werk das »Buch vom Rokoko« genannt. Es soll uns darin »der tolle, glänzende, rauschende Karneval des 18. Jahrhunderts« geschildert werden. Die Memoiren des Herzogs von Lauzun gibt Paul Aretz in der oben genannten Opalbücherei unter dem sensationellen Titel *Der Günstling der Marie Antoinette* heraus. Natürlich ist der Herzog für den Herausgeber wieder »die glänzendste und vollkommene Verkörperung des 18. Jahrhunderts«. Doch ganz richtig sagt später der Autor, daß nicht das Individuum, sondern das Jahrhundert aus den Memoiren spreche. So gibt es noch viele andere gleichartige Aufzeichnungen der Zeit. Den Einwand, daß wir in unserer demokratischen Zeit keine Werke über das Leben der Höflinge eines despotischen Königs brauchen, tut der Herausgeber doch wohl zu flüchtig ab. Ganz und gar in das Gebiet leichtester Unterhaltungsromane gehört das Bändchen *Dubarry, die Geliebte Ludwigs XV.*, von Johannes Bauermeister, aus der Massensammlung *Frauen der Liebe* /Heidenau-Nord, Mitteldeutsche Verlagsanstalt/. Aus dieser Sammlung liegen noch vor: *Das Liebesleben der Anna Boleyn, Gräfin Walewska, die Geliebte Napoléon: I., Lady Hamilton, das schönste Weib seines Jahrhunderts, Draga Maschin, eine Buhlerin auf dem Königsthron*. Für eine Geschichtsrundschau bietet diese Literatur keine Anknüpfungspunkte.

Einen besondern Typus aus dem 18. Jahrhundert, den *Abenteurer*, behandeln Bändchen über *Casanova* und den Grafen von *Saint-Germain*. Hier müßte als Dritter im Bund noch *Cagliostro* genannt werden, dessen Lebensgeschichte in einem Bändchen der überaus interessanten, von Friedrich Bülow herausgegebenen Sammlung *Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen* /Leipzig, Reclam/ gegeben wird. Der Graf von *Saint-Germain*, dieser herumvagabondierende Alchemist, wird von Willibald Dannenberg geschildert /Berlin, Karl Voegel/. Von René Prévot wurden *Casanovas* Erinnerungen, Begegnungen und Abenteuer in der Schweiz herausgegeben /Basel, Rheinverlag/. Das Büchlein, das dadurch eine gewisse allgemeine Bedeu-

tung gewinnt, daß bekannte Persönlichkeiten wie Voltaire in seinen Inhalt hineinspielen, trägt eine spezifische lokalschweizerische Färbung. Der venetianische Abenteurer kam in der ganzen Welt herum. Sein Weg führte den Weltenbummler bis zu Friedrich II. nach Sanssouci, zu Katharina von Rußland und zu dem Polenkönig Stanislaus August nach Warschau.

Folgen wir ihm an die deutschen Höfe, so sei nur im Vorübergehen das Buch *Rita Sonnecks Graf von Brühl, der »Roman eines Mächtigen aus galanter Zeit«*, erwähnt /Berlin, Bong/. An den Hof Friedrichs II. von Preußen führt uns die Lebensgeschichte des Freiherrn Friedrich von der Trenck, die Friedrich Wencker unter dem Titel *Der Gefangene Friedrichs des Großen* für die Opalbücherei schrieb. Sie handelt von dem Liebhaber der Prinzessin Amalie, der Schwester Friedrichs II., der von Friedrich gefangengesetzt und schwer bestraft wurde.

Aus diesem ganzen Wust mittelmäßiger Memoirenliteratur ragt ein geniales kleines Stimmungsblatt *Voltaires* hervor, das unter dem Titel *Mein Aufenthalt in Berlin* von Hans Jacob neu herausgegeben wurde /München, O. C. Recht/. An der Klaue erkennt man den Löwen. Da sprüht es von bissigen, doch immer geistvollen Bemerkungen. Die eigenartige Gestalt Friedrichs II. hebt sich aus seiner Umgebung ab. Aus der Gesellschaftskultur des Rokokos tauchen die beiden Spötter, Friedrich II. und Voltaire, empor, wie sie uns auch Menzel auf seinem bekannten Bild von der Tafel in Sanssouci gemalt hat: Rokoko, doch mehr als nur Zeitstil, vielmehr schöpferisches Menschentum.

Mirabeau Heinrich Heine bezeichnet Mirabeau mit Recht als den eigentlichen Repräsentanten der ersten Phase der französischen Revolution, der Zeit der Nationalversammlung. Er ist ein Mensch des Übergangs vom alten Regime zur neuen Demokratie. Im Gegensatz zu manchen anderen, oben gekennzeichneten Memoiren, die nur sensationelle Zustandsbilder einer vergangenen Kultur geben, ist die Herausgabe einer Auswahl der Reden Mirabeaus durch Franz Leppmann recht verdienstlich. Sie sind unter dem Titel *Mirabeau, der Führer der französischen Revolution* erschienen /Berlin, Ullstein/. Die Einleitung macht uns zunächst mit dem physiokratisch eingestellten Vater, dem Verfasser des 1756 veröffentlichten

L'ami des hommes bekannt. Er war wie der Sohn Monarchist im Sinn eines wahrhaft volksfreundlichen Königtums. Sein Familienleben war schwer zerrüttet, der Sohn hat Zeit seines Lebens darunter zu leiden gehabt. Der physiokratische Volkswirt war in seiner Privatwirtschaft zudem höchst unökonomisch. Das ganze Vermögen dieser Adelsfamilie zerrann. »Abendliche Häuser« möchte man mit Keyserling sagen. Untergehende Klassen wie damals der französische Adel erzeugen aus sich oft noch Einzelexemplare von seltener Begabung, die sich, durch das Schicksal ihres Geschlechts bestimmt, zu der neu emporstrebenden Klasse, in diesem Fall also zum Dritten Stand, dem Bürgertum, schlagen und hier als führende Köpfe meist eine bedeutende Rolle spielen. Mirabeau ist dafür charakteristisch. Die persönlichen Lebensschicksale, die den jungen Grafen Gabriel Mirabeau bald in Konflikt mit dem väterlichen Haus brachten, trugen ihr Teil zu dieser Entwicklung vom Adelssprößling zum Vertreter des Dritten Standes bei. Mit 18 Jahren wird der junge Kavallerieoffizier zum erstenmal in Haft gesetzt. Die Ursache war eine Liebschaft mit einem Mädchen aus dem Volk. Wie wurde Mirabeau ein Deklassierter? Schulden spielten dabei eine große Rolle. Der Vater sucht ihn anfangs durch seine Beziehungen vor dem Gefängnis zu retten. Aus der Schuldhaft, die ihm von Rechts wegen zustand, wird eine Schutzverbannung, aus der *lettre de cachet* eine *lettre d'exil*. So ging es weiter. Dazu kam die Zerrüttung der Ehe. Im Gefängnis bereitete sich Mirabeau zu seinem Rednertum vor. Nach seiner Befreiung kam er, noch ehe ihn die Revolutionswirren auf seinen historischen Platz stellten, weit in der Welt herum; er war in England, dann in Berlin, wo er Friedrich II. vor dessen Tod 1786 noch kennen lernte. Die Frucht seines Berliner Besuchs war sein Werk über die preußische Monarchie, wohl die weitestangelegte Kritik an dem System des aufgeklärten Absolutismus, die wir besitzen. Direkt aus Berlin stammen seine interessanten Berichte über den Berliner Hof, die ein sehr anschauliches Bild von dem Verfall des preußischen Staats nach Friedrichs II. Tod geben. Als 1787 in Frankreich infolge des rasch zunehmenden Finanzelends endlich die Generalstände zusammenberufen wurden, fühlte Mirabeau seine Zeit nahen. Sein Meisterstück, das ihm dann auch die Wahl zum Deputierten in 2 Städten einbrachte,

bestand in einer Beruhigungsrede anlässlich eines Hungeraufstands in Marseille und in Aix. Diese Rede ist in dem oben genannten Buch abgedruckt. Sie macht in leicht faßlicher, doch zugleich überaus eindringlicher Weise klar, weshalb so wenig und nur so teures Brot vorhanden sei. Nun ist Mirabeau also Mitglied der Nationalversammlung. Bei der Konstituierung der Vertreter des Dritten Standes als Parlament verdient sich Mirabeau durch energisches und geschicktes Vorgehen seine Sporen als Politiker und Parlamentsredner. Nun gehört sein Leben der Öffentlichkeit, sein Standpunkt hat nicht mehr nur persönliches Interesse sondern macht Geschichte. So weit folgen wir Leppmanns Darstellung. Den geschickt ausgewählten Dokumenten (auf gute Auswahl kommt es dabei nämlich an) stellt Leppmann nun ein sehr gehaltvolles Gespräch des alten Goethe aus dem Jahr 1832 voran, in dem Goethe aus den Wechselbeziehungen der Menschen unter einander Mirabeau verständlich zu machen versucht: »Ich kenne kein lehrreicherer Buch als diese Memoiren, wodurch wir in die geheimsten Winkel jener Zeit tiefe Blicke tun, und wodurch uns das Wunder Mirabeau natürlich wird, ohne daß dieser Held durch irgendetwas von seiner Größe verliert.« (In diesem Gespräch vom 17. Februar 1832, das Eckermann der Nachwelt überliefert hat, tut übrigens Goethe noch folgende, für die tief soziale Einstellung seiner reifen Jahre sehr bezeichnende Äußerung: »Im Grunde aber sind wir alle kollektive Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie wenig es haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind.«)

Nach einer Reihe wertvoller persönlicher Dokumente kommen noch einige Zeugnisse für die schriftstellerische und rednerische Begabung Mirabeaus zum Ausdruck, zum Beispiel der Aufruf an die Hessen und die anderen, von ihren Fürsten an England verkauften Völker Deutschlands, der geschrieben ist, um die gegen die amerikanische Unabhängigkeitsbewegung von England gekauften deutschen Söldner zum Abfall zu bringen. Sehr geschickt verhindert Mirabeau hier das nationale französische Interesse mit einer neuen demokratischen Menschlichkeitssinnung. Seine Schrift Über die politische Reform der Juden lehnt sich an Gedanken des preußischen

Staatsmanns Dohm an. Besonders bemerkenswert sind die Keime einer ökonomischen Geschichtsauffassung in der Heraushebung des eigentümlichen Einflusses der verschiedenen Berufe auf die Vorurteile und den moralischen Charakter. Handwerker, Landmann und Kaufmann werden nach ihrer verschiedenen Charakterart besprochen. Mirabeaus Parole ist radikale Emanzipation der Juden von allen Fesseln, die ihnen bis dahin angelegt waren. »Wollt Ihr, daß die Juden bessere Menschen und nützliche Bürger werden? Verbannt jede sie erniedrigende Unterscheidung aus der Gesellschaft! Öffnet ihnen alle Wege der Existenz und des Erwerbse!» In der Nationalversammlung spielte Mirabeau eine sehr selbständige Rolle, wovon eine Briefstelle aus dem Mai 1789 schon Kunde gibt. »Es ist ein gewaltiges und schweres Unternehmen zur Höhe des öffentlichen Wohls hinaussteigen zu wollen, ohne eine Partei zu schonen, ohne dem Götzen des Tages Weihrauch zu streuen, ohne andere Waffen als Vernunft und Wahrheit zu gebrauchen.« So nahm er auch in der Frage des Vetorechts eine Haltung ein, durch die er sich scharfen Angriffen aussetzte. Bewundernswert ist seine großzügige und temperamentvolle Rede am 26. September 1789 über den Staatsbankrott, in der er für Neckers Vorschlag eintritt, daß jeder Bürger ein Viertel seines Einkommens als einmalige Steuer geben solle. »Ich sage Ihnen, Sie werden alle in den allgemeinen Sturz mit hineingerissen werden, und Sie selbst sind an dem Opfer, das die Regierung von Ihnen verlangt, am meisten interessiert.« Worte, die heute noch gesprochen werden könnten. Während Mirabeau für eine Art parlamentarischer Regierung eintrat, beschloß die Versammlung sehr gegen seinen Willen, daß kein Minister Abgeordneter sein dürfe. Die gemäßigte Haltung Mirabeaus hatte ja schließlich keine Geltung mehr. Das Rad der Geschichte rollte weiter. Heinrich Heine fand schon in den Schriften Mirabeaus die Hauptideen einer konstitutionellen Monarchie, wie sie Frankreich brauchte, und wie sie Heine auch für Deutschland 1832 forderte. Dem Mann, der von den privilegierten Ständen wie von den radikalen Demagogen wütend gehaßt wurde, gilt auch unsere Schätzung, obwohl er kein Sozialist sondern als Kind seiner Zeit ein Liberaler war. (Auch ein Roman Alfred Schirokauer behandelt die interessante Persönlichkeit Mirabeaus /Berlin, Bong./.)

Verfassungsgeschichte

Den Einfluß der Montesquieuschen Ideen auf die amerikanischen Verfassungen untersucht *H. Knust* in seiner Schrift *Montesquieu und die Verfassungen der Vereinigten Staaten von Amerika* (in der Historischen Bibliothek /München, Oldenburg/). Sie gibt einen wertvollen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des formalen Verfassungsprinzips der Demokratie. Das Vorbild der amerikanischen Verfassung hat ja manchem Deutschen bei der Erörterung der deutschen Verfassungsfrage vorgeschwebt. Die Selbstständigkeit der ausführenden Gewalt geht auf Montesquieus Ideen zurück, auch die Trennung von politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Aufbau ließe sich vielleicht mit Montesquieus Dreiteilung vergleichen. »Montesquieu will weder den schrankenlosen Staatsabsolutismus oder den "Machtstaat" noch Willkür des Individuums sondern eine Versöhnung individueller und sozialstaatlicher Interessen.« Das Beispiel für solchen Sozialliberalismus findet er in England, das die politische Freiheit verwirklicht habe. Die grundsätzliche Trennung der 3 Gewalten sei die unbedingte Voraussetzung für jede gemäßigte Regierung, die dem Volk die Freiheit sichern wolle. Die Idee einer Scheidung der Gewalten unter Wahrung der Staatseinheit lag der französischen Verfassung von 1791 zugrunde. Doch als erster Staat hatte Nordamerika Gelegenheit Montesquieus Theorie anzuwenden. Der Untersuchung der Frage, wie weit Montesquieu direkt als Quelle dieser Verfassung anzusehen ist, ist die Schrift wesentlich gewidmet. Während *G. Hägermann* in seiner Studie über die Erklärungen der Menschen- und Bürgerrechte in den ersten amerikanischen Staatsverfassungen vor allem auf Locke hingewiesen hatte, nimmt *Knust* einen maßgebenden Einfluß Montesquieus an. Er versucht nachzuweisen, daß nicht die englische, sondern Montesquieus Gewaltenteilung für Amerika bestimmend wurde. Für Frankreich selbst wurde die radikalere Staatstheorie wichtiger, die nicht wie Montesquieu auf die historische Tatsache der englischen Verfassung, vielmehr auf den Begriff des freien Menschen zurückging, die Theorie des Staatsvertrags. In Frankreich wird der Volkswille als höchste Souveränität gesetzt. Die Staatsgewalt handelt nur im Auftrag des Volkes. Der Staatsvertrag ist die Äußerung des Volkswillens, durch die gewissen Personen das Mandat erteilt wird die Staatsgewalt in seinem

Namen zu verwalten. Jedes Volk hat also das Recht seine Verfassung zu ändern. Den historischen Rechten der privilegierten Stände wurde das Recht der Vernunft entgegengesetzt. Rousseaus Contrat social ist der Kodex der Volkssouveränität. In die Praxis wurde diese Theorie von Siéyès übersetzt, als er den Dritten Stand als Träger dieser Volkssouveränität verkündete. Zugleich drang die Kunde des Sieges der Volkssouveränität über die "legitime" Macht in der Befreiung Nordamerikas über das Meer. So war der Anstoß zu der Verkündigung der Menschenrechte in den Verfassungen der Revolution gegeben.

Deutsche Archäologie als Lehrfach

Camille Jullian, der in Paris über Nationalaltertümer liest, sitzt auf dem höher als

selbst das Katheder der Sorbonne bewerteten Lehrstuhl des Collège de France, Georges Dottin hat den Ehrenplatz in der Philosophischen Fakultät in Rennes. An der Universität aber von Deutschlands Hauptstadt wird das Fach, dessen Bedeutung gerade nach dem Weltkrieg hätte steigen müssen: die deutsche vorgeschichtliche Altertumskunde, noch als das 5. Rad am Wagen behandelt, und ihr Vertreter, einst Müllenhoffs Schüler und der Begründer der Siedelungsarchäologie, bleibt trotz dem Weltruf, den er genießt, im Körper der Universität ohne Bewertung, ist nicht Mitglied der Fakultät und hat daher auch auf ihre Entschlüsse keinen nennenswerten Einfluß. Für den Studenten lohnt es kaum seine Vorlesungen zu besuchen; denn mehr als je drängt heute bei den großen Geldopfern, die die Ausbildung heischt, alles auf Beschränkung, und ein jeglicher belegt nur, was zum Examen unumgänglich ist. Als der Krieg zu Ende war, sprach man bei der Erörterung der notwendigen Reform des Unterrichts überlaut davon: dem Deutschen müsse die erste Stelle eingeräumt werden. Dieser nationalistic gemeinten Forderung, der es mehr um die Zurückdrängung der Kultur der anderen Völker als um die wirkliche Kenntnis des Deutschtums zu tun war, soll nun hier gewiß nicht das Wort geredet werden. Aber gerade weil wir nicht wünschen, daß durch den Unterricht der Blick verengt werde, gerade deshalb wollen wir auch die Forschung vom Deutschen nicht durch anderes zurückdrängen lassen, wünschen wir vielmehr ihre möglichste Vertiefung. Für uns liegt zudem in der deutschen Prähistorie ein versöhnendes Element. Sie berührt sich nämlich vielfach mit

französischer Forschung. Das scheint aber, der heutigen Strömung an den meisten Universitäten entsprechend, nicht genehm zu sein. Die angeblich über den Parteien schwebende Wissenschaft wird hier durch engsichtigste Parteienpolitik eingeschränkt. Soll so der Neuaufbau des geistigen Lebens in Deutschland in die Wege geleitet werden? Der Zusammenbruch von Jena hat vor einem Jahrhundert die Berliner Universität entstehen lassen. Der Zusammenbruch der beiden Marneschlachten hat an dieser Universität noch nicht einmal die volle Anerkennung deutscher Vorgeschichte und eines Mannes wie Gustaf Kossinna zuwege gebracht. Nur Hamburg hat eine ordentliche Professur für diese Disziplin. Was der kleinen deutschen Republik möglich war, will der größten nicht gelingen. Noch bleibt betrübende Wahrheit das Sprüchlein, mit dem Simrock einst seine Vorlesung begann:

»Zu Rom, Athen und bei den Lappen.
Da spürt man jeden Winkel aus;
Drum müssen wir auch ewig tapfen
Daheim im eignen Vaterhaus.«

Kurze Chronik Der Leitende Rat der griechischen Archäologischen Gesellschaft hat unter dem Vorsitz des Unterrichtsministers Saimis die Fortsetzung der Wiederherstellungsarbeiten am *Parthenon* beschlossen. ◊ Der Streit zwischen Alise (nordwestlich von Dijon) und Alaise (südlich von Besançon) um das Erbe der alten *Alesia*, den die Ausgrabungen Napoléons III. in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beendet zu haben schienen, entbrennt aufs neue. G. Colomb von der Sorbonne hat 22 Jahre hindurch die Gegend bei Alaise durchforscht und glaubt nun mit topographischen Gründen erweisen zu können, daß das Dörflein in der Franche-Comté die Stätte deckt, um die herum der Kampf zwischen Vercingetorix und Caesar entschieden wurde. ◊ Baron Edmond de Rothschild hat der Pariser Nationalbibliothek eine wertvolle *Autographensammlung* geschenkt, die Briefe aller Könige und Königinnen von Frankreich enthält. ◊ Der Kunsthistoriker der Wiener Universität *Josef Strzygowski* vollendete am 7. März sein 60. Lebensjahr. Er wurde durch seine Theorien über die Einflüsse des Orients auf die byzantinisch-islamische und westeuropäische Kunst bekannt. Seine letzten Forschungen waren der Baukunst der Armenier gewidmet, bei denen er die Heimat des Kuppelbaus gefunden zu haben glaubte.

KUNST**Bildende Kunst / Ludwig Hilberseimer**

Masereel Der Flame Frans Masereel, von dem bei I. B. Neumann und Alfred Flechtheim in

Berlin Zeichnungen und Gemälde zu sehen waren, ist neben George Grosz wohl der bedeutendste politische Zeichner Europas. Leopold Zahn nennt ihn im Ararat eine ethischen Journalisten (leider heute fast eine *contradictio in adiecto*). Er ist voller Verantwortung, ein Gesinnungsbekenner. Während des Krieges lebte er in Genf, wo er für die Tageszeitung *La Feuille* politische Zeichnungen machte, die den Krieg bekämpften. Menschheitsliebe steigerte seine Erfindungskraft, ließ ihn täglich ein neues Sujet als Mittel für den Kampf erfinden. Seine neuesten Blätter sind gegen den Kapitalismus gerichtet. Das Angesicht des Kapitalismus: Viele fratzenhafte Gesichter unter einem riesigen Zylinder zu einem verbunden, gespenstisch über Mietskasernen schwebend. Eine treffliche Illustration zu Bernard Shaws Bemerkung über den Zylinder in seinem *Wagnerbrevier* /Berlin, S. Fischer/, diese moderne Tarnkappe, die ihren Träger unsichtbar macht und ihn in verschiedene Menschen verwandelt, »zum Beispiel in einen frommen Christen, einen Unterstützer von Hospitälern, einen Wohltäter der Armen, einen musterhaften Gatten und Vater... und in noch mancherlei, obwohl er in Wirklichkeit ein elender Parasit des Gemeinwohls ist«. Oder in einem andern Blatt: Ein Porträt aus Zahlen zusammengesetzt. Die Flächen mit Zahlen angefüllt. Das personifizierte Geld, rücksichtslos, Selbstzweck geworden. Immer bildet die Großstadt, ihr groteskes Häusermeer den Hintergrund seiner visionären Zeichnungen. Etwa bei dem Holzschnitt *Ingenieur*, der inmitten von Wolkenkratzerkatarakten und Brücken schwebt. Überall tauchen Masken auf, grinsende Gesichter, die spukhaft Gegensätzliches verbinden. Erschaute Zusammenhänge werden zu eindeutiger Klarheit gebracht. Ein wirksames Mittel des proletarischen Kampfes.

Daneben hat Masereel Porträts, vor allem die Verhaerens und Maeterlincks, in Holz geschnitten und für eine große Anzahl von Büchern der Weltliteratur Illustrationen gemacht, die in deutschen und französischen Verlagen erschienen sind und Zeugnis für seine seltenen Fähigkeiten ablegen.

Masereel versucht neuerdings auch mit

dem Mittel der Malerei die seiner Graphik eigene wirkungsvolle Mitteilbarkeit zu erzielen. Aber als Maler ist er vorläufig von geringerer Eigenart. Man könnte ihn einen amerikanischen Chagall nennen. Auch als Maler ist er von vitaler Energie, der die Mittel seinen Absichten dienstbar zu machen versteht und in seinen Bildern wirklich etwas zum Ausdruck bringt.

Frankreich In den ersten beiden Hefen des Jahrgangs 1922 des Kunstblatts bringt dessen Herausgeber Paul Westheim, der vor einiger Zeit selbst in Paris war, eine Reihe von Aufsätzen über französische Kunst von französischen Schriftstellern und vor allem eine große Anzahl Abbildungen nach neueren Werken der Malerei und Plastik Frankreichs.

Im 1. Heft berichtet Waldemar George über die künstlerische Situation in Frankreich, über eine einschneidende Krise, in der die französische Kunst sich zurzeit befindet. Aber diese Krise betrifft nicht nur Frankreich sondern ganz Europa. Überall zügen sich die gleichen Symptome. Nach Waldemar George unterliegt es »keinem Zweifel, daß die gesamte französische Kunst unserer Tage den Stempel des kubistischen Einflusses trägt, wenn auch die meisten Maler sich dagegen gesperrt haben den wenigen zielweisenden Geistern, die ihr Werk der Analyse und des Neuaufbaus fortführen, bis ans Ende zu folgen«. In den frühen Werken Picassos und Georges Braques liege der »Schlüssel zu den direkten Ursprüngen des konstruktiven Geistes in der neuen Malerei«.

Daniel Henry gibt in seiner sehr bemerkenswerten Schrift *Der Weg zum Kubismus* /München, Delphinverlag/ eine Darstellung der Entwicklung des Kubismus, seiner Vorläufer Cézanne und Derain, seiner einzelnen Stadien und seiner Hauptvertreter: Picasso, Braque und Léger, auf die in diesem Zusammenhang hingewiesen werden muß. Von diesen Ursprüngen weiß aber das Publikum nichts, und so fällt es geschickten Plagiatoren leicht aus der Vergangenheit Vorteile für die Gegenwart zu ziehen. »Falsche Cézanne- und Derain-schüler gaben vor die weiteren Entdeckungen des Kubismus zurückzuweisen, um einzig die Form auf den Schild zu heben, die sich von den Mustern, die die Museen unserer Bewunderung darbieten, kaum unterscheiden läßt.« So entstand, wie André Salmon sagt, eine *muscale* Kunst, die bereits die Keime des Alters-

verfalls in sich trägt. »An Gestaltungs-ideen fehlt es den meisten Bildern, die wir diesen Malern aus dem Herbstsalon verdanken, diesen Leuten, die aus vollem Halse den Tod des Kubismus ausposaunen und damit zugleich die Geburt einer der nationalen Überlieferung gemäßen Kunst. Der Erfolg ist ihnen von vornherein sicher. Ihre Malerei ist eine äußerst geruhsame Angelegenheit.« Die Sturzfluten der reinen Farbe, die Deformationen Henry Matisse's, die Dunkelheiten Picassos und Braques machen einem korrekten Stil Platz, »der einer gewissen Süße nicht ermangelt, einem Stil, der sich an den Vorbildern der großen italienischen Renaissance begeistert, und der aus ihr bis zu einem gewissen Punkt die Prinzipien und Prägungen schöpft«.

Dieser Neoakademismus ist die Folge einer Ermüdung, aus der wie von selbst das Bedürfnis nach Anlehnung entstand. Die Ursachen hängen zum Teil mit dem Krieg zusammen, entspringen aber auch teilweise der Ignoranz Nichtverstehender, die dem Kubismus nur deshalb den Rücken kehren, weil sie ihm nicht verzeihen können, daß sie ihn nicht begreifen. Aber das sind nur Erscheinungen der Oberfläche. »Die Künstler mit unbestechlichem Gewissen setzen ihr Werk fort, ungeachtet der Beschimpfungen . . . Wie sie heißen? Wir kennen sie alle: Picasso, Braque, Gris, Gleizes, Marcoussis, Lhote, Ozenfant, Jeanneret, Lipchitz usw.«

Berliner Ausstellungen

Mit großem Aufwand hat die Nationalgalerie in Berlin eine umfassende Ausstellung von Werken *Hans Thomas* zustande gebracht, die zeigt, daß Thoma zwar sehr viel gemalt, aber wenig gestaltet hat. Thoma ist sehr gefühlvoll und lyrisch, ein träumerisches Gemüt, das die Wirklichkeit poetisch zu verklären versucht; das gelingt ihm besonders bei seinen Landschaften, die auch seine eigentliche Begabung offenbaren. Im Kronprinzenpalais hat die Nationalgalerie eine Ausstellung zum Gedächtnis des im Krieg gefallenen *Franz Marc* veranstaltet. Franz Marc ist einer der Hauptinitiatoren des deutschen Expressionismus. Seine Frühbilder sind erste Gestaltungsversuche, unterwerfen Naturformen den Gesetzen des Bildaufbaus. Bäume biegen aus, Tiere recken und strecken sich. Auch die Farbe machte er wieder zum Gestaltungsmittel. Er be rauschte sich an ihren Klängen und Zusammenhängen. Franz Marcs Bilder sind trotz manchen nur dekorativen Eigen-

schaften die ersten und reifsten Früchte des deutschen Expressionismus. Er hatte zum erstenmal wieder die Bildeinheit erstrebt, die Einheit von Farbe und Form. Alfred Heller hat seinen nach dem Kurfürstendamm verlegten Kunstsalon mit einer Ausstellung von Bildern *Emil Nolde's* eröffnet, der eine Ausstellung von neueren Gemälden *Karl Schmidt-Rottluffs* folgte. In diesen Bildern dominiert die Farbigkeit, der reine Klang. Die melancholische Düsterteit seiner früheren Bilder ist geschwunden. Der Künstler ist freier, leichter und lockerer geworden. Schmidt-Rottluff ist von all den Brückleuten der einzige, der sich Aktivität und Temperament gewahrt hat.

Unter dem Titel 25 Jahre Entwicklung zeigte Josef Altmann (vormals Fraenkel & Co.) eine umfangreiche Ausstellung von Bildern und graphischen Arbeiten *Arthur Segals*. Charakteristische Proben der einzelnen Entwicklungsphasen des Künstlers, der immer sehr begabt war, aber erst spät zu seiner eigentlichen Entfaltung kam.

Eine Ausstellung neuerer Werke *Erich Heckels* im Kronprinzenpalais zeigte Heckel als Lyriker, der das Verkrampfte seiner früheren Perioden abgestreift hat und nach unproblematischer Schönheit strebt. Ein jäher Wechsel: von gotischer Inbrunst zu klassizistischer Lieblichkeit. Aber nur ein Fall unter vielen.

Auch *Ludwig Meidner*, von dem in der Galerie Ferdinand Möller eine Ausstellung zu sehen war, hat seinem Temperament straffe Zügel angelegt. Das Traurig-Dämonische seiner leidenschaftlichen Frühwerke ist einer etwas trockenen Richtigkeit mit Neigung zu Monumentalisierungsvorhaben gewichen. Dagegen ist der alte *Christian Rohlf's*, der gleichfalls bei Möller ausstellte, jugendlicher und temperamentvoller. Ein leidenschaftlicher Expressionist, der auch viel Neigung zum Burlesken hat.

Einige Italiener zeigen bei I. B. Neumann, daß der Futurismus noch am Leben ist. *E. Prampolini* hat die Flächenhaftigkeit der Malerei erkannt. Seine Blätter sind konstruktiv gegliedert und von beherrschender Farbigkeit. Der Japaner *Murayama*, der gleichfalls bei Neumann ausstellte, beschäftigt sich mit Problemen des europäischen Expressionismus, ohne besondere Eigenart zu zeigen.

Im Sturm waren von *Willi Baumeister* neuere Arbeiten zu sehen, die ihn in einem Stadium malerisch-plastischer Experimente zeigen. Die Erkenntnisse der italienischen Gruppe der Valori Plastici sind in ihm auf eigene Weise fruchtbar

geworden. Von straffer Disziplin ist ein großes neueres Bild von *Fernand Léger*, das neben anderen gleichfalls im Sturm zu sehen war. Léger ist ein ingenieurhafter Gestalter von seltenem Wagemut und glühender Gegenwartsliebe, ein Bändiger kühnster Kontraste, ein Balancierender energievollster Kräfte. Entsprechend seinen Absichten ist seine Malweise. Auf die Perspektive verzichtet er. Aber neben flächenhaften Elementen benutzt er rund modellierte, so daß er sich schon durch seine Technik lebhaft Kontraste schafft. *Georg von Poschedajew* zeigte im Sturm Entwürfe für Theaterdekorationen und Kostüme, bei denen geschickt kubistische und expressionistische Formelemente kunstgewerblich benutzt wurden. Bei Gurlitt zeigte *Alexander Archipenko* Werke seiner letzten Arbeitsphasen, die mit einem Neoklassizismus abschließen. Damit hat er eine große Reihe schöpferischer Differenzierungsversuche abgeschlossen, um wieder bei der klassischen Schönheit anzulangen. Mit seinen Zeichnungen hatte er diesen Weg längst beschritten. Von infantilem Einschlag sind die Bilder *Walter Helbig's*, die gleichfalls bei Gurlitt zu sehen waren. Dieser Maler strebt nach Konstruktivität, Klarheit der Formen und reinem Farbausdruck. Seine Bilder sind mosaikhaft.

Totenliste Der Maler *José Villegas*, der frühere Direktor des Pradamuseums, ist am 10.

November 1921 in Madrid gestorben. 49jährig starb im November der Berliner Bildhauer *Sigismund Wernekinck*, ein Schüler Reinhold Begas'. Er ist besonders durch seine Gedenktafeln und Grabmäler, auch durch seine Tierstatuen bekannt geworden.

Der belgische Maler *Fernand Khnopff* ist, 63 Jahre alt, im November in einer Klinik Brüssels gestorben. Die Unwirklichkeit seiner rätselhaften Gestaltungen ist denen Maeterlincks verwandt. Trümmische Erinnerungen, spukhaft die Wirklichkeit anschauend. Er versuchte das Unbegreifliche zu bannen, das Rätsel der Sphinx zu lösen.

In Darmstadt starb, fast 80 Jahre alt, am 16. November der Maler *Eugen Bracht*. Er war Landschaftsmaler und hat vor allem als Lehrer an den Akademien in Berlin und Dresden gewirkt. Er hat sich auch als Panoramamalier betätigt; so hat er unter anderem den landschaftlichen Hintergrund von Anton von Werners Berliner Sedanpanorama gemalt. In Goslar starb Anfang Dezember einer der letzten Vertreter der Schule Oswald

Achenbachs, der Marinemaler *Themistokles von Eckenbrecher*, 79 Jahre alt. Einst von großem Ruf, heute ein völlig Vergessener.

Der Landschaftsmaler *Josef Rummelpacher* ist Anfang Dezember in Berlin im 70. Lebensjahr an einer Herzlähmung verschieden. Er hat Hochgebirgsbilder und Alpenpanoramen geschaffen.

Der allen Sammlern wohlbekannte Kunsthändler *Jacques Casper* ist am 24. November in Berlin einem Herzleiden erlegen. Er war der erste in Berlin, der Graphik der Schule von Fontainebleau und der Impressionisten in Berlin zeigte. Er war ein wesentlicher Förderer der jüngeren Nachimpressionisten.

Kurze Chronik 8 Statuen vor einem Portal der Liebfrauenkirche in Trier aus der Mitte des 13.

Jahrhunderts waren im Kaiser Friedrich-Museum in der Abteilung für christliche Plastik ausgestellt. Um sie vor drohender Zerstörung durch Verwitterung zu schützen, wurden sie in Trier schon vor Jahren entfernt und sind neuerdings durch Kopieen des Bildhauers Otto Hitzberger ersetzt worden. 4 der Originale verbleiben dem Kaiser Friedrich-Museum; die anderen 4 kommen wieder nach Trier, wo sie im Diözesanmuseum Aufstellung finden. Die Statuen erwecken dadurch ein besonderes Interesse, daß sie eine künstlerische Vorstufe zu den bekanntesten Skulpturen in Bamberg und Naumburg bilden. ◊ Walter Kaesbach, der Leiter des Angermuseums in Erfurt, hat seiner Vaterstadt *München-Gladbach* seinen Besitz an moderner Kunst: 36 Bilder von Rohlf's, Nauen, Heckel, Kirchner, Feininger und anderen, gestiftet, wozu die Stadt geeignete Räume zur Verfügung stellte. ◊ Das Museum in Worcester /Massachusetts/ hat sich Abteilungen für Kubismus, Dadaismus, Expressionismus, Nachkubismus, Simultanismus und Futurismus angegliedert. ◊ Sehr zu begrüßen ist ein Vorschlag der Novembergruppe dem Publikum gegen Zahlung eines jährlichen Beitrags von 500 Mark ein Kunstwerk (Bild oder Plastik) für diesen Zeitraum *leihweise* zur Verfügung zu stellen. Solche Kunstwerke können bei Ausstellungen oder Atelierbesuchen ausgewählt werden. Eine Anzahl der Mitglieder der Novembergruppe hat zu diesem Zweck ihre Arbeiten zur Verfügung gestellt. ◊ Der Direktor des Kupferstichkabinetts der Berliner Museen *Max J. Friedlaender* ist mit der Leitung der Gemäldegalerie des Kaiser Friedrich-Museums betraut worden.

Literatur

Seit April dieses Jahres erscheint in Berlin die von El Lissitzkij und Ilja Ehrenburg herausgegebene *russische Zeitschrift L'Objet* /Berlin, Skythenverlag/, die die in Rußland Schaffenden mit der neuesten westeuropäischen Kunst bekannt machen, Westeuropa über die russische Literatur und Kunst informieren will. Die Zeitschrift erscheint russisch, ein Teil des Materials deutsch und französisch. Sie vertritt im Gegensatz etwa zu der kompromißhaften, gleichfalls in Berlin erscheinenden russischen Monatschrift *Jar Pitza* /Berlin, Verlag Russische Kunst/ konsequent das konstruktive Formprinzip, das aus dem Kollektivismus der Zeit organisch hervorwächst. ◊ In deutscher Übertragung von Arthur Roessler erschien Joris Karl Huysmans Schrift *Mathias Grünewald* /Wien, Carl Konegen/. Huysmans trat als erster für den großen Maler ein. Sein Aufsatz ist auch heute noch der bedeutendste, der je über Grünewald geschrieben wurde. An der Tatsache, daß die erste und beste Studie über Grünewald in französischer Sprache geschrieben wurde, messe man die beliebte Behauptung, daß Grünewald nur von Deutschen erfaßt werden könne. ◊ Kurt Pfister hat eine reichillustrierte Monographie *Pieter Bruegels* herausgegeben /Leipzig, Inselverlag/, des phantasievollen flämischen Malers, dessen Werk ein Kampfmittel war. Schon in seiner graphischen Periode kämpft er gegen kapitalistische Tendenzen der Zeit und ergreift das Wort in politischen Tagesfragen. Auch in seinen Malereien sind es sittenbildliche Themen, die er gestaltet. »Der Triumph des Todes, die Tolle Margarete: Zeugnisse der Zeitröte, Dokumente der entsetzlichen Heimsuchung des unglücklichen flämischen Landes durch Krieg, Hunger, Tod und Pest. Und als metaphysisches Gegenstück der Brüsseler Engelsturz: Ausdruck chaotischer Seelenängste, die Bruegel mit Skepsis und Wollust zugleich einatmet.« Die Kreuztragung ist der Zug eines zur Hinrichtung geführten unglücklichen Delinquenten mit kaiserlicher Fahne, spanischer Reiterei und Henkerskarren. Aber die Bauernbilder sind Bruegels eigentliche Domäne, sein persönlichstes Bekenntnis. Seinem innersten Wesen nach »mag sich der Meister bäuerlicher Art blutsverwandt gefühlt haben.« ◊ Als 4. Band der von William Cohn herausgegebenen Sammlung *Die Kunst des Ostens* /Berlin, Bruno Cassirer/ ist *Die Kunst Ostasiens* von Otto Kümmel erschienen. Ein Buch, das rein künstlerische Werte

vermitteln möchte und sich daher ausschließlich an den Kunstfreund wendet, dem Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft gleichgültig sind. Die zahlreichen Abbildungen, die dem Band beigegeben sind und das gesamte Gebiet der Malerei, Plastik, Architektur und Geräte umfassen, sind daher lediglich nach dem inneren Wert der sie reproduzierenden Werke gewählt worden. ◊ Von dem amerikanischen Kunstgelehrten *Edwin Switt Balch* und seiner Frau *Eugenia Macfarlane Balch* sind 2 zusammengehörige Schriften *Kunst und Mensch* und *die Bildenden Künste der Erde* erschienen, die Erwin Volkman ins Deutsche übertragen hat /Würzburg, Memminger. Balch zieht die gesamte Kunstproduktion der Erde von der Prähistorik und Exotik bis zur Gegenwart in den Kreis seiner Betrachtungen ein. Dabei nimmt die europäische Kunst rein räumlich nicht mehr ein als etwa die Afrikas oder Amerikas. Die Grundeinstellung Balchs ist eine zu rationale. Für ihn ist die Kunst lediglich Äußerung des Spieltriebs. Religiosität, die Hauptantriebskraft der Kunst, ein »Futternapf« für Künstler. Seiner Meinung nach sagt die Religion (wobei er wohl die Kirche meint): »Ich brauche ein Kunstwerk eines bestimmten Vorwurfs, und ich zahle dafür in blanker Münze.« Worauf er den Künstler antworten läßt: »Ich bin arm und muß für meinen Kochtopf sorgen und will dir ein Bild irgendeines alten Vorwurfs malen, wenn du mir genug schmutzigen Lohnes gibst.« Für ihn besteht daher nur eine Geschäftsbeziehung zwischen Religion und Kunst, wofür ihm der merkantile Zug gewisser europäischer und amerikanischer Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts als grundlegend gilt. Er setzt so eine Verfallserscheinung dem Ursprung gleich. Seine Nichtberücksichtigung des religiösen Antriebs der Kunst führt ihn zu allerlei Sonderbarkeiten. So sieht er in altägyptischen Menschengestalten mit Tierköpfen, die sicher totemistischen Ursprungs sind, einfache Jagdvermummungen, weil bei den Buschleuten zu Jagdzwecken tatsächlich Vermummungen vorkommen. Balch nimmt für sich das Verdienst in Anspruch nach Ordnen des umfangreichen von ihm gesammelten Materials als erster erkannt zu haben, »daß die schönen Künste ein gewaltiges, die ganze Erde umfassendes Gebiet seien«. Das wirklich Neue bei Balch scheint aber zu sein, daß er den Begriff des *L'art pour l'art* auch auf die mitteleuropäische Kunst anwendet, wenigstens als Maßstab.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Elektrostatische Apparate Die Tatsache ist altbekannt, daß sich Körper mit gegen-

poliger elektrischer Ladung anziehen. Trotzdem ist dieses elektrostatische Anziehungsphänomen bislang nicht zu technischer Anwendung gelangt. Erst durch die Arbeit der Dänen *Johnson* und *Rahbeck* in Kopenhagen ist im Jahr 1917 der Weg hierzu beschritten worden, und der Firma *Erich F. Huth* Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die die dänische Erfindung erworben hat, ist es durch ihre Arbeiten gelungen auf Grund der elektrostatischen Anziehung Apparate zu konstruieren, die, was Leistung und Einfachheit anlangt, die auf elektromagnetischer Anziehung basierten Apparate weit in den Schatten stellen. Der grundlegende Versuch der dänischen Erfinder war der folgende: Eine Platte aus Solnhofer Schiefer mit eben geschliffener Oberfläche wurde auf der Unterseite mit einem Stanniolblatt beklebt, während auf der ebenen Oberfläche eine gleichfalls eben geschliffene, mit einem Handgriff versehene Metallplatte aufgelegt wurde. Die Stanniolbelegung und die Metallplatte wurden unter Zwischenschaltung eines sehr hohen Widerstands an die Pole einer Elektrizitätsquelle, beispielsweise an die Leitungen des städtischen Elektrizitätsnetzes angeschlossen. Hierbei luden sich die Stanniolbelegung und die Metallplatte mit ungleichnamigen Elektrizitätsmengen auf; durch den Stein fand dagegen nur ein ganz minimaler Elektrizitätsübergang statt. In dem Augenblick, in dem die elektrische Verbindung mit den beiden Belegungen der Schieferplatte hergestellt war, haftete die aufgelegte Metallplatte so fest an dem Stein, daß er mit der Handhabe an der aufgelegten Platte in die Höhe gehoben werden konnte. Im Augenblick der Stromunterbrechung aber fiel der Stein sofort ab. Das Wichtigste bei diesem Phänomen ist, daß sich Anziehung und Aufhören der Anziehung ohne Trägheit, das heißt ohne die geringste merkbare Verzögerung vollziehen. Das ist der wesentliche Unterschied gegenüber der elektromagnetischen Anziehung; denn bei dieser ist immer eine nicht unbeachtliche Trägheit vorhanden, weil zunächst Massen in Bewegung zu setzen sind, deren Trägheitswiderstand zu überwinden ist, und weil andererseits auch in dem besten weichen Eisen der Magnetismus nicht momentan verschwin-

det, wenn die erregenden Elektromagnetwindungen stromlos werden. Aus diesem Grund ist es auch nicht möglich mit elektromagnetischen Apparaten, etwa dem Morsetelegraphen, über eine nicht besonders hohe Arbeitsgeschwindigkeit hinauszukommen. Versucht man mit dem üblichen Morseapparat mit der Hand telegraphische Zeichen zu geben, so erreicht man bestenfalls 150 bis 200 Zeichen in der Minute. Gibt man, wie bei den bekannten Schnelltelegraphen, die Zeichen auf mechanischem Weg, indem man einen durchlochten Papierstreifen sehr rasch unter elektrischen Kontaktfingern hindurchbewegt, so kommt man bis auf knapp 1000 Zeichen in der Minute. Apparate dagegen, die auf der elektrostatischen Anziehung beruhen, leisten bequem 2000 und mehr Zeichen in der Minute. Daher die große wirtschaftliche Bedeutung der dänischen Erfindung. Der einfachste elektrostatische Apparat ist etwa in folgender Weise eingerichtet: Der Anker einer gewöhnlichen elektrischen Klingel ist verlängert und trägt an seinem Ende einen Schreibstift, unter dem sich ein Papierstreifen fortbewegt. Wird der Klingelelektromagnet erregt, so führt der Elektromagnetanker vibrierende Bewegungen aus, und der Schreibstift verzeichnet auf dem Papierstreifen eine gleichmäßige Wellenlinie, die wie ein einfacher, dicker Strich aussieht. Bringt man nun unterhalb des verlängerten Elektromagnethebels in der Nähe seines Endes eine kleine auf der Unterseite mit Stanniol belegte Schieferplatte an, und befestigt man an dem Hebel einen Stift, der an seinem untern Ende ein kleines Metallplättchen trägt, das dicht auf dem Schieferstück schleift, so macht das Metallplättchen bei der Erregung des Elektromagneten die vibrierenden Bewegungen des Ankerhebels mit. In dem Augenblick jedoch, in dem an die Stanniolbelegung und das Metallplättchen die beiden Pole einer Stromquelle angeschlossen werden, wird das bewegte Metallplättchen fest angezogen, der vibrierende Ankerhebel kommt zur Ruhe, und der Schreibstift verzeichnet auf dem Papierstreifen nur eine feine Linie; unterbricht man dann die Stromzuführung, so gerät der Ankerhebel wieder in Vibration, und der Schreibstift zeichnet eine dicke Linie auf. Durch wechselnden Stromschluß ist man so in der Lage kürzere oder längere Striche, die sich nach Art der Morsezeichen gruppieren lassen, aufzuschreiben und erzielt schon mit diesem primitiven Apparat eine Schreibgeschwindigkeit, die

über die eines elektromagnetischen Morseapparats weit hinausgeht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Prinzip dieses Apparats zur Durchbildung trägheitsloser Morseapparate einfachster Konstruktion benutzt werden wird. Schon jetzt aber wird es dazu benutzt hochempfindliche Relais zu bauen, wie sie bei der drahtlosen Telephonie von und zu einem fahrenden Eisenbahnzug benötigt werden.

Wesentlich vollkommener als der hier kurz beschriebene Apparat sind die, bei denen an Stelle von ebenen Platten aus sehr schlecht leitendem Material Walzen aus Achat oder dergleichen benutzt werden. Eine solche Achatwalze wird von einer Metallachse durchsetzt, die die Rolle der Stanniolbekleidung der ebenen Platte übernimmt; über die Walze wird ein dünnes, biegsames Metallband gelegt, das auf der einen Seite in beliebiger Weise befestigt, auf der andern Seite aber mit einem Gewicht oder einer Feder über die Steinwalze straff gespannt gehalten wird. Erteilt man nun der Steinwalze eine Drehbewegung, so gleitet sie im allgemeinen glatt unter dem Metallband fort; werden aber an die Metallachse und das Metallband die Pole einer Elektrizitätsquelle angelegt, so wird die Steinwalze in ihrer Drehbewegung aufgehalten, solange Stromschluß vorhanden ist, während sie ihre Drehbewegung sofort wieder fortsetzt, wenn der Strom unterbrochen wird. Ist die Belastung des Metallbands jedoch nur gering, der Antrieb der Steinwalze aber relativ kräftig, so wird das Metallband gegen die Feder- oder Gewichtswirkung von der sich drehenden Walze so lange mitgenommen als Stromschluß vorhanden ist. Kuppelt man nun das eine Ende des Metallbands mit einem Winkelhebel, an dessen andern Ende ein Schreibstift befestigt ist, unter dem sich ein Papierstreifen stetig fortbewegt, so wird das momentan von der Walze mitgenommene und dann wieder losgelassene Metallband den Schreibstift wieder so betätigen, daß er auf dem Papierstreifen Punkte oder Striche verzeichnet. In dieser Weise ist der Schnelltelegraphenapparat ausgeführt, der die bereits erwähnte Leistung von 2000 telegraphischen Zeichen in der Minute gestattet. Auch zur Herstellung eines hochempfindlichen, lautsprechenden Telephons ist der elektrostatische Walzenapparat benutzt worden. Das über die rotierende Steinwalze gelegte Metallband ist auf der einen Seite an einer elastischen Membrane befestigt, während die andere

Seite durch eine Spannfeder gehalten wird. Legt man nun an die Steinwalze einerseits und das Metallband andererseits die Polenden einer Mikrophonleitung an, so wird, durch die schwachen Sprechströme beeinflusst, das Metallband von der rotierenden Walze bald mitgenommen bald losgelassen. Diese Bewegungen übertragen sich in dem Rhythmus der Mikrophonströme auf die elastische Membrane, die die gesprochenen Laute wiedergibt. Da man für die Betätigung nur außerordentlich schwache Ströme braucht, so kann man mit geringen Leistungen große Wirkungen auslösen, beziehungsweise beliebig große Membranen in Bewegung setzen, also auch eine beliebige Lautstärke erzielen.

Die hier kurz skizzierten Apparate würden allein schon genügen, um der neuen Anwendung der elektrostatischen Anziehung eine ungeheure Bedeutung zu verleihen. Ihre größte Aufgabe aber steht ihr in der drahtlosen Telegraphie bevor. Bei den heutigen Einrichtungen aller größeren drahtlosen Stationen werden die gegebenen Morsezeichen ausschließlich mit dem Telephon, also mit dem Ohr aufgenommen und erst mit der Hand in sichtbare Zeichen umgeschrieben. Mit dem alten Fritter konnte man allerdings auch direkt Morseapparate unter Zuhilfenahme von Relais in Bewegung setzen; aber einmal waren diese Fritter höchst ungehorsame Gesellen, und dann sprachen sie auf die bei großen Entfernungen ankommenden minimalen Energiemengen überhaupt nicht an. Man war also gezwungen die unzuverlässigen Fritter durch andere Wellenempfänger oder Detektoren zu ersetzen. Diese aber gestatteten nicht mehr die Benutzung von Morseapparaten. Die Empfangnahme von Depeschen lediglich durch das Ohr, ohne dokumentarische Unterlage, hat aber immer etwas Mißliches an sich. Dieser Übelstand wird nun vollständig durch die auf elektrostatischer Anziehung beruhenden Empfangsapparate beseitigt, da diese es gestatten die ankommenden Morsezeichen wieder aufzuschreiben. In Verbindung mit den erwähnten elektrostatischen Relais können die elektrostatischen Empfangsapparate auch automatisch eingeschaltet werden, die Empfangsstellen für drahtlose Telegraphie brauchen demgemäß auch keine dauernde Bedienung. Das ist von besonderer Wichtigkeit für die Empfangsstationen auf den Schiffen, für die bisher doppeltes, beziehungsweise 3faches Bedienungspersonal bereit gehalten werden mußte.

Energievorräte An der Danziger Hochschule hielt kürzlich Svante Arrhenius eine Reihe von Vorträgen, darunter auch einen über die Energiefragen der Welt. Besonders wertvoll war in diesem Vortrag eine Zusammenstellung über die Zusammenhänge der einzelnen Energieformen mit der Sonnenenergie, die zugleich die Frage beantwortet, welche Energiemengen uns Erdenbewohnern insgesamt zur Verfügung stehen; denn sie zeigt uns, wie Gedeih und Verderb der einzelnen Völker an die Energievorräte jedes Landes geknüpft sind, und daß zuletzt die ganze Menschheit Ursache hat einmal die Bilanz zu ziehen, dessen, was wir verbrauchen, und dessen, was noch an Energievorräten vorhanden ist.

Natürlich ist hier mit ungeheuren Zahlen zu rechnen, so daß Arrhenius gezwungen ist als Einheit eine Billion Kalorien zu setzen. Von dieser Größe kann man sich vielleicht folgendermaßen eine Vorstellung machen. Eine Kalorie ist diejenige Wärmemenge, die aufgewandt werden muß, um 1 Liter Wasser um 1° des 100teiligen Thermometers zu erwärmen. Zur Erwärmung eines Kubikmeters um 1° sind demgemäß 1000 Kalorien erforderlich. Ein Gefäß von 10 Meter Länge, 10 Meter Breite und 10 Meter Höhe enthält 1000 Kubikmeter, zur Erwärmung seines Wasserinhalts um 1° wären demnach 1 Million Kalorien erforderlich. Schreitet man in dieser Weise fort, so sieht man, daß gerade 1 Billion Kalorien erforderlich ist, um einen Wasserwürfel von 1 Kilometer Länge, 1 Kilometer Breite und 1 Kilometer Höhe um 1° zu erhöhen. Mit dieser enormen Zahl als Einheitsmaß rechnet nun Arrhenius und findet das folgende:

Energiequellen	Mengen in Billionen Kalorien
Wärmestrahlung der Sonne	3 Trillionen
Wärmestrahlung der Sonne zur Erde inklusive Luftmantel	1,33 Milliarden
Wärmestrahlung der Sonne zur Erdoberfläche	0,53 "
Abdunstung des Wassers von Meer und Luft	0,34 "
Energie der Wassertröpfchen in den Wolken	28 Millionen
Energie des fließenden Wassers	55 Tausend
Energie (ausnutzbare) der Flüsse	4 "
Energie der Luftströme	33 Millionen
Energie aufgespeichert in Pflanzen	160 Tausend
Energie der jährlich verbrauchten Kohlen	7,2 "
Energie der fossilen Kohlen insgesamt	44 Millionen
Energie des Erdöls insgesamt	100 Tausend

Die Wärmestrahlung der Sonne kann für absehbare Zeit als konstant angenommen werden. Von der Gesamtstrahlung kommt nur der 2,25milliardste Teil zur Erde, und hiervon gehen noch zwei Drittel durch den die Strahlung hindernden Luftmantel verloren, so daß nur 0,53 Milliarden Billionen Kalorien wirklich auf der Erdoberfläche zur Wirkung gelangen. Nicht ausnutzbar sind die verhältnismäßig großen Energiemengen der Wasserverdunstung von Meer und Luft sowie die Energie der Wolken. Ausnutzbar dagegen ist die Energie des fließenden Wassers, lohnend allerdings nur die in den Flußläufen vorhandene von 4000 Billionen Kalorien. Die Ausnutzung der gewaltigen Energiemengen in den Luftströmungen scheidet an der Unregelmäßigkeit der Winde und an der Schwierigkeit des Aufspeicherns dieser Energiemengen während der Zeiten der Windstille. Die für die gegenwärtige Energiewirtschaft wichtigste Energiequelle sind die Vorräte an fossilen Kohlen. Ihre Vorräte wären bei gleichbleibendem Verbrauch erst in etwa 7000 Jahren erschöpft. Da der größte Teil der fossilen Kohlen für die gegenwärtige Technik aber nicht gewinnbar ist, so muß mit ihrer Erschöpfung in rund 2000 Jahren gerechnet werden. In Wirklichkeit nimmt die Kohlenförderung aber stetig zu, so daß der Erschöpfungszustand weit eher erreicht werden dürfte. Die Menschheit hat also allen Anlaß mit diesen Energievorräten sparsam zu wirtschaften. Unsere besten Maschinen nutzen gegenwärtig nur etwa ein Viertel des Energiegehalts der Kohlen aus, drei Viertel werden glatt verschwendet; in den gewöhnlichen Dampfmaschinen, bei der Metallverhüttung, in unseren Heizanlagen ist die Verschwendung aber noch weit größer. Hier hat in erster Linie die Erfinderearbeit einzusetzen. Als Ersatz für die Kohlen reicht der Energiegehalt der ausnutzbaren, fließenden Gewässer bei weitem nicht aus, denn es stehen nur 4000 Billionen Kalorien zur Verfügung, und vor allem ist die Verteilung der Wasserkräfte auf der Erde überaus ungleichmäßig. Deutschland, England und Rußland schneiden mit 0,02 Pferdestärken auf den Kopf der Bevölkerung am schlechtesten ab, Island hat mit 22,01 Pferdestärken auf einen Einwohner die günstigsten Verhältnisse, danach kommt Norwegen mit 5,3 Pferdestärken auf einen Einwohner. Die Ausnutzung der Gezeiten scheidet an den unwirtschaftlich hohen Anlagekosten, so daß sie nur bei besonders

günstigen Küstenverhältnissen möglich ist. Und die direkte Verwertung der Sonnenstrahlen ist nur dort möglich, wo eine dauernd gleichmäßige Bestrahlung erfolgt.

Arrhenius meinte zum Schluß, wenn es der Wissenschaft nicht gelänge neue Energiequellen zu erschließen, müßten, nach dem Verbrauch der vorhandenen Vorräte, die Völker wieder in die Ausgangsstellen der Kultur um das Mitteländische Meer zusammenströmen, wo die Sonne als letzte unmittelbare Quelle Licht und Wärme spendet.

Unzerbrechliches Glas

Auf der Glasausstellung, die vor einigen Monaten in Königgrätz stattgefunden

hat, überraschte der Direktor der Kavalirglashütte in Sazu in Böhmen die Teilnehmer des Festbanketts mit Fasanen, die in einer dünnen Glasschüssel auf offenem Feuer gebraten worden waren. Ebenso wurden Kolben und Becher aus Glas gezeigt, die die schroffsten Temperaturunterschiede aushielten, und die aus 4 Meter Höhe auf einen Steinboden geworfen werden konnten, ohne Sprünge zu bekommen. An diese Vorführungen wurden besonders in der Tagespresse die übertriebensten Hoffnungen geknüpft. In den Nachrichten des Vereins deutscher Ingenieure gießt nun ein Fachmann reichlich Wasser in den Wein der Begeisterung. Er erinnert zunächst an den Bericht des Plinius über Herstellung von Hartgläsern und an die Erzählung von Petronius in seinem Gastmahl des Trimalchio, wonach ein Mann, der dem Kaiser ein unzerbrechliches Glas überreichte, hingerichtet wurde, um zu verhüten, daß durch die Erfindung die Edelmetalle entwertet würden. Um 1874, heißt es sodann in diesem Bericht, setzten die modernen Bestrebungen zur Erzeugung von Hartglas ein. Nach dem Verfahren von de la Bastie wurden Gläser von außerordentlicher Festigkeit erzeugt, die durch langsames Abkühlen in Öl so widerstandsfähig wurden, daß man sie kräftig auf den Boden werfen konnte, ohne daß sie zerbrachen. Andere Glasarten erhielten durch ein besonderes Kühlverfahren die Eigenschaft äußerster Widerstandsfähigkeit gegen schroffe Temperaturunterschiede, und auch feuerfeste Glasgefäße, in denen sich Fasanen braten oder Kuchen backen lassen, sind heute nicht mehr unbekannt, denn in Amerika stellt man unter dem Namen Pyrexglas feuerfeste Brat- und Backschüsseln als gewöhnlichen Handelsartikel her. Auf der letzten Leipziger

Messe ist sodann von der Firma Schott & Genossen in Jena eine Backglasschüssel gleicher Art zum Verkauf angeboten worden. Schließlich wird noch darauf hingewiesen, daß die Nachrichten von dem neuen böhmischen Glas insofern noch unklar seien, als sie Hartglas von Quarzglas nicht trennen. In Deutschland werden 2 Sorten Quarzgläser hergestellt, die man in eigentliches Quarzglas und Quarzglas einteilt. Quarzglas wird aus geschmolzenem Bergkristall, Quarzglas dagegen aus reinem Kieselsand gewonnen. Beide Glassorten zeichnen sich durch einen sehr geringen Temperaturkoeffizienten aus, sind also auch ganz unempfindlich gegen schroffe Temperaturunterschiede, außerdem übertreffen sie das gewöhnliche Glas beträchtlich an Festigkeit. Da nun das neue böhmische Silexglas aus 98 % Quarz bestehen soll, so brauchen die gerühmten Eigenschaften nicht zu überraschen.

Lehmhärtung Die seit Beendigung des Weltkriegs fortgesetzt sich steigernde Wohnungsnot hat dazu gezwungen bei Siedelungsbauten auf die primitivste Bauweise der Kulturzeit, auf die Lehmbauten, zurückzugreifen. Solche Lehmbauten sind schnell und zugleich verhältnismäßig billig zu errichten. Sie leiden aber unter dem großen Übelstand, daß sie nicht wetterbeständig sind, so daß sich das dringende Bedürfnis herausgestellt hat die zu verwendenden Lehmziegel fester und wasserfester zu machen. Versuche des Hygienischen Instituts in Berlin haben nun nach dem Zentralblatt der Bauverwaltung ergeben, daß durch Behandlung des Lehms mit einer wässrigen Lösung mit Sulfitlauge (Kalium- oder Natriumsulfit), wie sie bei der Zellulosefabrikation abfällt, gute Erfolge erzielt werden. Rührt man den Lehm mit verdünnter Sulfitlauge von 1,025 Dichte an, so scheidet sich auf den Ziegeln nach Verdunsten des Wassers der Rückstand in feiner Verteilung als harte, lackartige Schicht aus. Hierdurch werden die Lehmteile mechanisch verklebt, wodurch sich die Druckfestigkeit auf mindestens das Doppelte eines gewöhnlichen nur mit Wasser angerührten Lehmsteins erhöht. Da die ausgeschiedene Kruste nur schwer wasserlöslich ist, nimmt auch die Wetterbeständigkeit beträchtlich zu. Durch Zugabe von 8 bis 10 % Traß und Kalkbrei wird die Wasseraufnahmefähigkeit des Lehmziegels noch weiter herabgesetzt. Leider wird durch die Behandlung mit Sulfitlauge die Luftdurchlässigkeit der

Lehmziegel auf ein Sechstel der von gebrannten Ziegelsteinen herabgesetzt, was in hygienischer Beziehung nicht ganz unbedenklich ist. Wegen der organischen Bestandteile in der Abfallsulfitleauge neigt der in feuchtwarmer Luft getrocknete Sulfitlehmziegel auch zur Schimmelbildung.

Trotz diesen Nachteilen muß den Sulfitlehmziegeln ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, weil ihre Benutzung die Errichtung von Siedelungsbauten erheblich zu fördern geeignet ist, vor allem auch hinsichtlich der abgekürzten Bauzeit. Wegen der verflüssigenden Wirkung der Bestandteile der Sulfitleauge ist nämlich erheblich weniger Wasser zur Herstellung des Lehmbreis erforderlich als sonst. Die Wassersparnis kann sogar bis zu 60% getrieben werden. Dementsprechend vermindert sich natürlich auch die Trockendauer.

Kurze Chronik Das Versuchsfeld der Gesellschaft für *Braunkohlen- und Mineralölforschung* ist der Technischen Hochschule in Berlin angegliedert worden. ◊ Von der Firma A. Borsig ist am 8. April die 11000. *Lokomotive* fertiggestellt worden. Sie stellt eine Neukonstruktion der Firma dar, ist für die Beförderung von Schnell-, Personen- und Eilgüterzügen bestimmt und kann eine Maximalgeschwindigkeit von 120 Kilometer in der Stunde entwickeln. ◊ Die Reichseisenbahnverwaltung läßt im Hinblick auf eine vereinfachte und beschleunigte Betriebsabwicklung sowie eine Verminderung der Unfälle beim Kuppeln der Fahrzeuge in größerem Maßstab Versuche mit der automatischen *Scharfenbergkuppelung* anstellen, die sich bereits im Betrieb von Privateisenbahnen bewährt hat. ◊ Das 4000 Tonnen große *Motortankschiff* Julius Schindler, das in 6 Doppeltanks 3700 Tonnen Mineralöl zu laden vermag, hat als erstes auf einer Hamburger Werft nach dem Krieg erbautes Motortankschiff im Februar seine erste Ausreise nach Philadelphia angetreten. ◊ Der Dozent für Nahrungsmittelchemie und chemisch-technische Analyse *Adolf Juckenack* ist zum Honorarprofessor an der Berliner Technischen Hochschule ernannt worden. ◊ An die Stelle des nunmehr 76 Jahre alten *Emil Warburg* trat am 1. April Walter Nernst als Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt. Die uner müdliche Schaffenskraft Warburgs bleibt dem Institut dennoch erhalten, da er hier als »wissenschaftlicher Hilfsarbeiter« weiterarbeitet.

Landwirtschaft / Franz Fest

Phosphorsäure- Die Phosphorversorgung unserer Kulturpflanzen ist mit dem Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft und dem Verlust der Erzgruben des Elsaß und Lothringens für Deutschland die schwierigste Frage der Pflanzenernährung geworden. Im Jahr 1913 konnten wir rund 650 000 Tonnen Phosphorsäure verbrauchen, und zwar 2 220 000 Tonnen Thomasmehl mit rund 370 000 Tonnen Phosphorsäure und 1 600 000 Tonnen Superphosphat mit rund 260 000 Tonnen Phosphorsäure. Außerdem haben wir noch etwa 21 000 Tonnen Phosphorsäure in Knochenmehl und Guano verbraucht. Im Jahr 1920 standen uns insgesamt nur 147 000 Tonnen Phosphorsäure zur Verfügung. Wir leiden also gegenüber der Friedenswirtschaft großen Mangel. Da wir, nach dem Wegfall der elsässisch-lothringischen Gruben, die etwa ein Drittel der Thomasmehlmengen lieferten, für die Phosphorsäure in der Hauptsache auf die Einfuhr aus dem Ausland angewiesen sind, befinden wir uns in einer sehr üblen Lage. Bei unserm Valutastand ist es auf die Dauer nicht möglich annähernd die im Frieden verbrauchten Mengen einzuführen. Deshalb suchen unsere hervorragendsten Fachwissenschaftler nach einem Weg, der uns in der Phosphorsäureversorgung vom Ausland vollständig unabhängig macht. So teilte Otto Lemmermann auf dem Lehrgang für Landwirtschaftslehrer in Weimar mit, er hätte nach Elementen gesucht, die die Phosphorsäure für die Pflanzen ersetzen könnten, und glaube bereits ein solches Element gefunden zu haben, das in Deutschland in großen Mengen vorkommt. Er wies auch auf die Versuche des russischen Forschers Prianschnikow hin, der gezeigt habe, wie sich durch geeignete Maßnahmen die schwerlösliche Phosphorsäure der Rohphosphate für die Pflanzen aufschließen lasse, so daß man den immerhin nicht unerheblichen Vorrat an Bodenphosphorsäure für die Pflanzen verwertbar machen könne. Ich möchte hier nur noch auf den Artikel Wilhelm Schneidewinds Versuche über das Phosphorsäuredüngedürfnis der Böden, in den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft vom 28. Januar 1922, hinweisen. Schneidewind erzielte mit Phosphorsäuredüngung nur sehr geringe Wirkung; er führt dies aber auf die starken Phosphorsäuredüngungen der Vorkriegszeit zurück und glaubt vor einer allgemeinen bedeutenden Herabsetzung solcher Düngungen

warnen zu müssen. Einen ähnlich unklaren Standpunkt nimmt auch F. Honcamp /Rostock/ in seinem Artikel Zur Frage der Phosphorsäuredüngung, in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse vom 4. Januar 1922, ein. Bereits vorher hatte unser bedeutendster Betriebslehrer, Friedrich Aereboe, sich auf Grund zahlreicher Beobachtungen in der Praxis mit der Frage beschäftigt, wie man es ermöglichen könne ohne Einfuhr von Auslandsphosphaten, durch geeignete Düngungsmaßnahmen und entsprechende Organisation der Fruchtfolge die Bodenphosphorsäure für die Pflanzen nutzbar, und so unter Steigerung der Ernte die deutsche Volksernährung von der Auslandszufuhr möglichst unabhängig zu machen. Hatte schon sein Artikel Volksernährung, Stickstoffdüngung und Stickstoffpreise, der 1920 durch die Fachpresse ging (auch in der Freien wissenschaftlichen sozialistischen Agrarkorrespondenz vom 24. November 1920 abgedruckt), gewaltiges Aufsehen erregt, so verfolgte er nun die Frage eifrig weiter. So brachte er in der neuen Zeitschrift für Pflanzenernährung und Düngung /Leipzig, Verlag Chemie/ eine Anzahl Angaben über die Steigerung der Erträge bei erhöhter Stickstoffdüngung und gleichzeitiger Ersparnis von Phosphorsäure. Gemeinsam mit der Privatdozentin an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim Margarethe von Wrangell (die unsere Kenntnisse über die Phosphorsäureernährung der Pflanzen durch ihre hervorragenden agrikulturnchemischen Untersuchungen bedeutend gefördert hat (Gesetzmäßigkeiten bei der Phosphorsäureernährung der Pflanze /Berlin, Parey/)), ist es Aereboe nunmehr gelungen die schwierige Frage der Phosphorsäureversorgung für uns so gut wie restlos zu lösen. Allerdings häufen sich bereits, namentlich von agrikulturnchemischer Seite, die nicht immer ganz sachlichen Angriffe. Aber es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß gerade die epochemachenden Entdeckungen immer von der Fachzunft am stärksten angegriffen werden. Da wir in Deutschland genügend Kali und Stickstoff gewinnen können, muß es nach Aereboe unsere Aufgabe sein durch reichliche Düngung mit Stickstoff und Kali die Pflanzen zur Aufnahme der Bodenphosphorsäure zu zwingen. Während wir also früher, als die Phosphorsäure noch relativ billig war, durch Kaliphosphorsäuredüngung die Pflanzen zur Aufnahme und Verwertung von Luftstickstoff und Bodenbakterienstickstoff zu

zwingen suchten, handelt es sich jetzt darum durch Kali und Stickstoff die im Boden vorhandene schwerlösliche Phosphorsäure für die Pflanzenernährung nutzbar zu machen. Es ist Aereboe gelungen durch geeignete Maßnahmen unter vollständiger Ersparung käuflicher Phosphorsäure die Ernteerträge der von ihm bewirtschafteten oder beratenen Güter ganz erheblich zu steigern. Folgen wir also der Methode Aereboe-Wrangell, so können wir einerseits die Einfuhr von Auslandsphosphaten völlig sparen und andererseits die deutsche Landwirtschaftsproduktion so heben, daß auch die Einfuhr ausländischer Nahrungsmittel in ganz gewaltigem Umfang eingeschränkt werden kann.

In dem Heft Neue Düngewirtschaft ohne Auslandsphosphate /Berlin, Parey/ legte Aereboe kurz und übersichtlich seine und M. von Wrangells entsprechende Entdeckungen nieder. Möge die deutsche Landwirtschaft, das deutsche Volk bald Nutzen aus diesen ungeheuer wichtigen Entdeckungen ziehen können.

Pflanzenschutz Über den Einfluß der Düngung, insbesondere mit Kalkstickstoff, auf die Stärke des Brandbefalls des Getreides berichtete L. Hiltner auf Grund seiner mit F. Lang gemeinsam ausgeführten Arbeiten auf diesem Gebiet sehr anschaulich in den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft vom 22. April 1922. Schon früher sind eingehendere Berichte über diese Versuche in dem Landwirtschaftlichen Jahrbuch für Bayern erschienen, und zwar im Jahrgang 1920 über Wirkung normaler und besonders großer Gaben verschiedener Stickstoffdünger als Kopfdünger zu Wintergetreide, und im Jahrgang 1921 über Einfluß von Überdüngungen auf den Ertrag und den Abbau der Kartoffeln. Ein gleichsam abschließender Bericht ist nun in diesem Jahr erfolgt. Danach ist festzustellen, daß durch starke Düngungen mit Kalkstickstoff allein, und in noch höherm Grad bei gleichzeitiger Anwendung starker Kaliphosphatgaben, der Steinbrandbefall des Weizens so vermindert wurde wie es bisher nur durch Anwendung gut wirkender Beizmittel möglich erschien. Ein gleich günstiges Resultat wurde bei Hirse erzielt, und ebenso verringerte eine Kalkstickstoffdüngung den Steinbrandbefall bei Sommerweizen im selben Maß wie bei Winterweizen. Dagegen blieb eine Wirkung des Kalkstickstoffs gegen Flugbrand sowohl bei Sommerweizen wie bei Hafer völlig

aus; ja der Flugbrandbefall wurde durch eine starke Düngung mit Kalkstickstoff eher gesteigert. Daraus ergibt sich, daß die günstige Wirkung des Kalkstickstoffs gegen Steinbrand nicht auf einer Kräftigung der Pflanzen durch die Stickstoffgabe beruht, sondern auf der Wirkung der Giftstoffe, die sich bei der Umwandlung des Kalziumcyanamids im Boden bilden. Sie wirken auf die Steinbrandsporen ähnlich wie die bisher üblichen Beizmittel. Das ist um so sicherer anzunehmen, als Versuche ergaben, daß eine Düngung mit anderen Stickstoffdüngemitteln keinerlei günstige Wirkung gegenüber dem Brandbefall ausübten. Ammonsulfaltpeter wirkte gegen Steinbrand beim Sommerweizen erst bei Anwendung sehr starker Gaben und in recht unzulänglichem Maß, gegen Flugbrand noch weniger als Kalkstickstoff. Durch eine Düngung mit schwefelsaurem Ammoniak wurde der Befall mit Flugbrand wesentlich gesteigert. Hier scheint die physiologisch saure Wirkung des schwefelsauren Ammoniaks sich erst innerhalb der Pflanze in ungünstigem Sinn bemerkbar zu machen, während der Kalkstickstoff die den Getreidekörnern äußerlich anhaftenden Brandsporen stark schädigt. Hiltner warnt trotzdem davor in der großen Praxis hohe Kalkstickstoffgaben anzuwenden oder das Saatgut zu kandieren, weil ja auch mit der Beeinträchtigung der Keimfähigkeit gerechnet werden müsse. Er empfiehlt sich so lange zurückzuhalten, bis die Verfahren genügend durchgearbeitet seien.

Tierische Produkte

Nachdem anfangs die Preise für tierische Erzeugnisse in erheblichem geringem Maß gestiegen waren als für Getreide und Kartoffeln, sind in letzter Zeit auch sie stark in die Höhe gegangen, so daß ein günstiger Ausgleich geschaffen wurde, und eine gute Basis für eine gesteigerte Stallmistproduktion durch Intensivierung des Feldfutterbaus und der Grünlandswirtschaft bei gleichzeitiger Erhöhung nicht nur der tierischen sondern der Gesamtproduktion in höchstem Maß gegeben ist. Die Steigerung der Lebendgewichtspreise vollzog sich in Berlin so: Sie betragen pro Zentner für Rinder am 1. Februar 500 bis 1200, am 1. März 550 bis 1200, am 5. April 1200 bis 2500 Mark; für Kälber am 1. Februar 700 bis 1600, am 1. März 800 bis 1700, am 5. April 1600 bis 3200 Mark; für Schafe am 1. Februar 650 bis 1000, am 1. März 550 bis 1300, am 5. April 1200 bis 2100 Mark; für

Schweine am 1. Februar 1150 bis 1900, am 1. März 1150 bis 2050, am 5. April 2250 bis 3200 Mark.

Die Preise für Häute stiegen im Gesamtdurchschnitt an den 3 wichtigsten Verkaufsplätzen pro Kilogramm (in Mark) folgendermaßen:

Datum	Berlin	Frankfurt	Hamburg
	Rindshäute		
Dezember 1921	29,29	42,50	34,03
Januar 1922	38,04	42,50	34,03
Februar 1922	50,46	63,76	44,48
	Kalbfelle		
Dezember 1921	64,05	97,95	67,43
Januar 1922	78,55	97,95	67,43
Februar 1922	116,48	147,25	93,03

Die Butter wurde in Berlin pro Zentner (in Mark) notiert:

Datum	Qualität Ia	Qualität IIa
1. Februar 1922	4700	4400 bis 4500
1. März 1922	4200	3800 .. 4000
5. April 1922	6800	5900 .. 6200

Diese Zahlen beweisen klipp und klar die Richtigkeit der hier besprochenen, bei der Betriebsführung zu ergreifenden Maßnahmen.

Silagefutter

Schon in der vorigen Rundschau (in diesem Band, Seite 379) konnte auf die günstige Wirkung der sogenannten Vitamine im Silagefutter hingewiesen werden. In der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse vom 5. April 1922 berichtet der Gutsinspektor Koch / Rittergut Klingenberg in Sachsen/ über die befriedigenden Resultate, die er mit dem Herbareformsiloverfahren erzielt habe. Er stellte zwar keinen exakten Fütterungsversuch an, hat aber doch gut beobachtet. Nachdem er im Herbst frische Runkelrübenblätter und Stroh und dazu 1/4 Pfund Schrot pro Tag und Kopf gefüttert hatte, begann er am 14. November mit der Silagefütterung, und zwar zunächst sehr vorsichtig. Er gab anfangs als Beifutter 10 Pfund Heu, das er bis zum 21. November allmählich ganz fortfallen ließ und steigerte in der selben Zeit die Silagegabe von 10 auf 25 Kilogramm je Kopf und Tag. Daneben reichte er gleichmäßig den ganzen November hindurch an die sämtlich altmelkenden, dem Abkalben entgegengehenden Tiere pro Kopf und Tag je 10 Pfund Spreu und 1 1/2 Pfund Hintergetreideschrot. Er erreichte durch das Silagefutter eine starke Steigerung des Milchertrags. Die Tiere gaben am 14. November 103 Liter Milch, und dann in

den Tagen vom 15. bis zum 30. November 103, 109½, 115½, 114½, 119½, 121, 123, 134, 136, 143, 148, 150, 150, 152½, 151½, 147 Liter Milch. Also eine erhebliche Steigerung des Milchertrags, während man bei den altemelkenden tragenden Tieren im Gegenteil einen Rückgang hätte erwarten müssen. Auch will Koch einen sehr günstigen Einfluß des Silagefutters auf die Entwicklung junger Kälbchen beobachtet haben. Man dürfte nicht fehlgehen, wenn man diese günstige Wirkung großenteils auf den Vitamin-gehalt des Silagefutters zurückführt.

Kurze Chronik Der Verein zur Förderung der *Moorkultur* im Deutschen Reich wird in diesem Jahr zur weitem Ausgestaltung der heimischen Gras- und Kleesamengewinnung eine Prämierung veranstalten. Es stehen hierfür leider nur insgesamt 20 000 Mark zur Verfügung, die wie folgt verwendet werden sollen: A. Prämie für in Samen stehende Felder: 1. 5000 Mark, 2. 3500 Mark, 3. 2000 Mark, 4. 1000 Mark und 5. 500 Mark; B. Prämien für ausgeschossenes Saatgut: 1. 3000 Mark, 2. 2500 Mark, 3. 1500 Mark, 4. 1000 Mark. Es wäre wünschenswert, daß diese Prämierung weiter ausgedehnt werden könnte. Um neue Samenbauer anzulocken, haben die alten bereits anerkannten Betriebe ausdrücklich vom Preisbewerb Abstand genommen. \diamond Der *Wollwerwertungsverband* deutscher Landwirtschaftskammern hat im Vorjahr eine sehr erfreuliche Steigerung seiner Tätigkeit erfahren. Der Verkauf von 1921 gestaltete sich (gegen 1920) wie folgt: Zahl der Auktionen: 12 (9), Anzahl der Lose: 4707 (3005), Zahl der verkauften Zentner: 60 588¼ (29 276½). Demnach wird das Vertrauen in die Wollversteigerungen immer größer, und überflüssiger Handel wird ausgeschaltet. \diamond Der Abteilungsvorsteher im Technisch-Wissenschaftlichen Laboratorium des Instituts für Gärungszwecke *Wilhelm Henneberg* ist am 1. April zum Vorsteher des Bakteriologischen Instituts an der Versuchs- und Forschungsanstalt für Milchwirtschaft in Kiel ernannt worden.

Literatur

Die beiden Professoren und Direktoren der Institute für Agrikulturchemie und Bakteriologie *Otto Lemmermann* von der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin und *Paul Ehrenberg* vom Landwirtschaftlichen Institut der Universität Breslau bringen seit diesem Jahr im Verlag Chemie in Leipzig und Berlin die *Zeitschrift für Pflanzenernährung und Dün-*

gung heraus. Sie zerfällt in einen wissenschaftlichen und einen wirtschaftlich-praktischen Teil. In kurzer und übersichtlicher Form sind die Aufsätze angeordnet, so daß es ein Genuß ist sie zu lesen. Besonders glücklich ist die Abtrennung des wissenschaftlichen Teils. Die meisten Landwirte sind nun einmal, wie *Aereboe* sehr richtig sagt, keine Retortenmenschen; das Verständnis für chemische Formeln und kleinste Quadrate ist selbst den Akademikern in der Praxis zum Teil wieder abhanden gekommen. So kommt es, daß die hochwissenschaftlich gehaltenen Abhandlungen vom größten Teil der Praktiker, ja selbst von vielen zur Förderung der Landwirtschaft berufenen akademischen Beamten oft gar nicht erst gelesen werden, oder daß sie sie doch sehr bald gelangweilt wieder aus der Hand legen. So gehen zahlreiche Errungenschaften der Wissenschaft nur sehr langsam in die große Praxis über. Diesem Übelstand wird durch den wirtschaftlich-praktischen Teil der neuen Zeitschrift in dankenswerter Weise abgeholfen. Möge diese dazu beitragen die Kenntnis der neuen Forschungsergebnisse unter den praktischen Landwirten zu verbreiten und so der baldigen Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung dienen. \diamond Einen umfassenden und doch kurzen Überblick über das gesamte Gebiet der Landwirtschaft bietet das, nunmehr in 2. Auflage herausgebrachte Werk des Oberstudiendirektors der Höheren Landwirtschaftsschule in Nürnberg *Friedrich Mayer-Bode* *Der praktische Landwirt* /Ulm, Ebner/. Es ist mit vielen Abbildungen und Farbendrucktafeln glänzend ausgestattet und stellt ein hervorragendes Nachschlagewerk für den praktischen Landwirt dar. \diamond In 2. Auflage erschien jetzt das Werk des Professors am Züricher Polytechnikum *Ernst Laur* *Grundlagen und Methoden der Bewertung, Buchhaltung und Kalkulation in der Landwirtschaft* /Berlin, Parey/. Wir begrüßen in dem gründlichen Werk einen alten Bekannten und treuen Berater, der sich den Bedürfnissen und Forschungsergebnissen der Neuzeit trefflich angepaßt hat.

EINZELNES

Aus der Zeit

Fest †

Kurz vor der Fertigstellung dieses Hefes traf die erschütternde Nachricht ein, daß *Franz Fest* am 27. Mai verschieden war. Wenn man auch bei jedem Zusammensein mit ihm erneut feststellen muß-

te, wie schwer er körperlich litt, so täuschte doch sein reges Interesse an allen agrarpolitischen und agrarwissenschaftlichen Problemen, die Zuversicht, mit der er über neue Arbeiten sprach, die er in Angriff nehmen wollte, jedesmal wieder über seinen wirklichen Zustand hinweg und erweckte in dem andern die sichtlich auch in ihm selbst lebende Hoffnung, daß er eines Tages Genesung und Muße und Kraft für neue Leistung finden würde. Der unerbittliche Tod hat ihn und uns betrogen. Ein warmherziger, kluger Mann ist dahin. In die allzu kleine Reihe sozialistischer Agrarpolitiker ist eine empfindliche, schwer zu füllende Lücke geschlagen worden. Die Rundschau Landwirtschaft der Sozialistischen Monatshefte, die vor 3 ½ Jahren ihren ersten, nie zu vergessenden Bearbeiter Arthur Schulz verloren hat, ist nun abermals verwaist. Ehe Fest sich der sozialistischen Arbeiterbewegung anschloß, hatte er bereits, auf einsamem Posten, ohne Anlehnung an irgendeine ihn stützende Organisation, einen schweren Kampf um Freiheit der Meinung und des Worts, um das Recht der wirtschaftlich Abhängigen in der Landwirtschaft gekämpft. Da er sich nicht beugen wollte, mußte er gehen, immer wieder gehen. Er erlebte vor seinem Ende die Genugtuung zu erfahren, daß auch manche seiner Gegner umgelernt haben und ihm, dem in jahrelangem Kampf erschütterten Mann, manches Unrecht abbitten. Er hat ihnen die stille Versöhnung dadurch erleichtert, daß er stets ein sachlicher, ehrlicher, persönlich makelloser Kämpfer gewesen ist. Der Übertritt in die Reihen der sozialistischen Arbeiterbewegung ist dem aufrechten Mann, dessen Denken und Tun ganz in eigener Erfahrung und eigener Überzeugung ruhten, nicht leicht gefallen. Sind im allgemeinen schon in der politischen Arbeiterbewegung Deutschlands Wirtschaftspolitiker, die der Hetze und Phrase, dem skrupellosen Kampf abhold sind und in der historischen Betrachtung unserer Wirtschaftsweise und in der Aufklärung der Arbeiterschaft über wirtschaftliche Zusammenhänge allein die hohe Straße zum Sozialismus sehen, nicht sonderlich beliebt, so trifft dies in erhöhtem Maß auf die wenigen zu, die unter sozialistischer Agrarpolitik etwas anderes verstehen als blind wütendes Antiagrariertum. Es ist zu verstehen, wie schwer der Weg für Fest war, dem in seltener Weise landwirtschaftliche Praxis und modernstes Wissen vertraut waren, und

den auch die bittersten persönlichen Lebenserfahrungen nicht davon abbringen konnten in seiner wirtschaftspolitischen Betätigung die Grenzen zu respektieren, die wirtschaftliche Entwicklung und wirtschaftliche Tatsachen ziehen. Der von Gegnern seiner vorsozialistischen Zeit arg Mitgenommene blieb auch in der neuen Umgebung aller niedrigen persönlichen Kampfesweise wie allem Gemeinen fern. Das Bewußtsein immer sauber und ehrlich gekämpft zu haben gab dem körperlich Gebrochenen einen starken sittlichen Halt. Daß eine Befreiung der Arbeiterklasse von der rein parteipolitischen Orientierung mit ihrer zuweilen etwas verwilderten Agitationsmethode, daß ihre Umgruppierung nach der beruflichen Zusammengehörigkeit, daß die Zusammenfassung aller produktiv Tätigen auch eine sittliche Reinigung der öffentlichen Betätigung der Arbeiterklasse mit sich bringen würde, war ihm, dem Anhänger des Gedankens der Neuordnung der Wirtschaft durch wirtschaftliche Selbstverwaltungskörper (für dessen Durchführung er auch im Vorläufigen Reichswirtschaftsrat, dem er in letzter Zeit angehörte, bei längerer Tätigkeit zu wirken berufen war), eine trostreiche Hoffnung. Seine schriftstellerischen Arbeiten in den Sozialistischen Monatsheften, in der Freien wissenschaftlichen sozialistischen Agrarkorrespondenz und in dem zuletzt von ihm redigierten Freien Landangestellten lassen erkennen, was eines Tages Franz Fest der sozialistischen Arbeiterbewegung bedeutet hätte, wenn diese endlich gelernt haben wird auch an Agrarprobleme mit dem Auge der Sachlichkeit und des Aufbauwillens heranzutreten. Wir, seine Freunde, beklagen den Verlust eines überaus liebenswürdigen, bis in sein Innerstes guten Menschen, der immer hilfreich bei der Hand war, wenn es galt auf agrarpolischem Gebiet die Lebensinteressen des deutschen Volkes, an dessen Niedergang er sehr schwer litt, durch Rat und Tat zu fördern, der sich keiner Arbeit entzog, jeder übernommenen Pflicht mit voller Kraft genügte, ohne daß man es ihm anmerkte, wie physisch schwer ihm dies wohl manchmal wurde. Gerade jetzt hatte er wieder die fällige Rundschau vollendet, die die Leser vorstehend finden. Niemand konnte ahnen, daß dieser Rundschau im selben Heft die Anzeige seines Todes folgen würde. Möge der unserer Sache so jäh Entrissene auf seinem Arbeitsgebiet manchen jungen Nachfolger finden!

Heinrich Cramer